Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Herausgegeben von

M. Lehmann.

Zweite Folge.

Zehntes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Verlag von
Lampart & Comp.
in Augsburg.

Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise,

oder

Katholische Geschichtsbibliothek

für

die Jugend und das Volk.

Beiträge zur Erweckung einer christlichen Welt- und Lebensanschauung in Schulen und Familien.

Herausgegeben

von

M. Lehmann,
Lehrer an der Stadtschule in Hechingen.

Zweite Folge.

Zehntes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Augsburg, 1864.
Verlag von Lampart & Comp.

Pag. 126.



Der Tod eines Gerechten.

Der letzte Reichenstein,

oder

der Bauernkrieg im Lauterthale.

Eine Erzählung

aus

der Zeit des Bauernkrieges.

Der reifern Jugend und dem Volke zur Belehrung und Unterhaltung dargeboten

von

M. Lehmann,

Verfasser der Erzählung: Ritter Gerold von Helfenstein &c. &c.

Augsburg 1864.

Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Ueber den Zweck der vorliegenden schlichten Erzählung können wir uns den Lesern gegenüber, für welche sie bestimmt ist, ganz kurz fassen. Sie sei ein historisches Gemälde aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges, wie er sich in einem anmuthigen Thal von Schwaben entwickelt hat. Wir glauben die handelnden Personen der Wirklichkeit entnommen und kein bloses Phantasiegemälde geliefert zu haben. Möge sich nun die Jugend die Folgen der Handlungen fest in's Gedächtniß einprägen und im Herzen erwägen! Wolle nun das Volk daraus lernen, daß sein Heil nicht in einem gewaltsamen Umsturz des Bestehenden begründet sei, und daß seine Wohlfahrt am allerwenigsten aus religiösen und politischen Schwindeleien hervorgehe! Der Bauernkrieg ist, wie wenige Begebenheiten in der Geschichte, vor Allem geeignet, die

Segnungen des Friedens zur Begründung wahren Volkswohles darzuthun und zu beweisen, daß rohe Gewalt und wüstes Treiben von Parteihäuptern das eigentlich Gute nicht zur Entwicklung und Gestaltung kommen läßt.

Wir haben hiemit die Richtung und den Zweck vorliegenden Schriftchens bezeichnet; weitere einführende Worte scheinen überflüssig. Wir können nur wünschen, daß unser bescheidenes Büchlein ein Liebling des Volkes und der Jugend werde!

Hechingen zu Weihnachten 1863.

M. Lehmann.

Erstes Kapitel.

Nächtliche Rast.

Die Nacht war angebrochen. Schon hatte es auf dem Thurme zu Hohengundelfingen die zehnte Stunde geschlagen und die Glockentöne waren schon längst in der stürmisch bewegten Luft verhallt. Ein dichter Regen stürzte in hellen Strömen hernieder auf die Erde und sein einförmiges Plätschern ward durch keinen Laut unterbrochen. In dem Thale, welches die Lauter durchströmt, bildeten die stürzenden und sich drängenden Wasser kleine Pfützen. So weit das Auge reichte, entdeckte der Wanderer kein Licht in dem dunkeln schauerlichen Raume. Eine schwarze Finsterniß hatte sich auf die herbstlichen Fluren gelegt. In dem Felsengestein von Wartstein, einer alten Burg an den Ufern der Lauter, ächzte das Käuzchen und der wilde Uhu schrie widerliche Töne in die tobende Nacht hinaus. Der Wind brüllte hohl und fast mit schrillem Pfeifen durch die engen Thalschluchten und schlug die kalten eisigen Regenschauer mit Gewalt an die menschlichen Wohnungen, in welchen beim warmen Ofen ein schützendes Obdach gefunden wurde.

„Ist das ein Wetter!“ sprach der Lauffenmüller zu seinem Weibe und putzte das ärmliche Licht, das auf dem Tische stand und trübselig flackerte, „Gott, erhalte die Wanderer, die auf dem Wege sind!“

„Du hast Recht, Jacob!“ versetzte das Weib, „bei diesem Wetter sollte man keinen Hund hinauslassen vor die Thüre, geschweige einen Menschen — — — und doch hab' ich heut' den Geigerjörgle nach Zwiefalten gehen sehen. Der arme Teufel triefte wie ein Pudel und an seinem ganzen Leibe war nichts Trockenes. Er hat mich gedauert.“

„Er hat dich gedauert,“ sagte der Müller gleichgültig, „weiß nicht, was du an diesem Menschen Gutes findest; meinetwegen könnte er in allen Himmeln hausen, wenn ich ihn nur nicht sehen müßte.“

„Aber Mann, du bist doch gar zu arg!“ gab Veronika zur Antwort, „der Jörgle ist doch auch ein Mensch wie mir. Er hat genug zu leiden, daß ihm die Glieder nicht gewachsen sind, wie anderen gewöhnlichen Christenmenschen, und daß der Arme sich elend und mühsam durch's Leben schleppen muß. Erst am letzten Sonntag sollen ihn die Knechte zum Wirthshaus hinausgeworfen haben, nachdem er ihnen genug aufgespielt hatte und nun bezahlt sein wollte. Das ist arg; ja, wenn er den ehrwürdigen Pater Wolf auf Rochenthal nicht hätte, so gienge es ihm wohl schlecht. Unser Sultan hat's manchmal besser!“

„Närrisches Weib,“ rief der Müller aus und lachte laut, „du bekümmerst dich um Vieles. Laß' den Geiger gehen; er hat's nicht so schlimm, als du meinst — er ist ein arger Schuft und hält's mit den gnädigen Herren im Thale und mit den Pfaffen zu Zwiefalten.“

„Der Kukuk hole deine Reden,“ fuhr Veronika auf. „Du thust mir wehe durch dein ewiges Schimpfiren. Es hat noch schlimme Folgen. Denke an mich. Wie ist's dem langen Fritz gegangen?“

„Der lange Fritz war ein dummer Tölpel,“ entgegnete Jacob schnell, „ich bin hoffentlich gescheidter; mich sollen die gnädigen Herren wohl nicht zappeln lassen. Ich würde vorher noch einen schlimmen Tanz mit ihnen beginnen. Das ganze Thal steht auf meiner Seite, und wenn ich meinen Proceß gegen den Edlen von Reichenstein nicht gewinne, dann ist meine Geduld zu Ende.“

„Gott nehme deine Seele in seine gnädige Obhut,“ lispelte das Weib. „Doch höre, man klopft! Jacob, mache auf!“

In diesem Augenblicke ward ein lautes Pochen am Fensterladen vernommen, das sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte. Der getreue Hund fing laut an zu bellen und that, als ob er die Kette, an welche er gebunden war, abreißen wollte. Der wachsame Spitz in der Stube rann auf die Bank und bellte

mit heißerer Stimme. Das Pochen wurde lauter. Der Lauffenmüller drehte sich gemüthlich auf seinem gepolsterten Stuhle und gähnte mit weitgeöffnetem Munde.

„Höre, Jacob!" sprach das Weib ungeduldig, „es klopft schon wieder. Stehe auf und mach' dich an die Thüre."

„Der Herr oder wer er ist wird warten können," versetzte der Müller gleichgültig, „man könnte sonst meinen, die Lauffenmühle stehe zu allen Stunden jedem Gauner und Landstreicher offen."

Und mit diesen Worten streckte sich der Müller, daß seine festen Gliedern krachten und schaute theilnahmlos vor sich hin.

„Wie kannst du doch so gleichgültig sein," sagte Veronika, „es ist vielleicht ein Unglücklicher, der Hülfe sucht, und wir sollten ihm nicht helfen? Bei diesem Wetter ist Alles möglich. Geh', Jacob, nimm den Herdspan und sieh', wer unten ist."

„Wer wird's sein?" rief der Müller aus, während er sich erhob, „ein spanischer Spion, ein raubsüchtiger Galgenvogel oder gar ein entlaufener Franzos — in diesen stürmischen Zeiten ist Alles möglich. Du hast Recht, Weib! Doch, ich will schauen. Ich fürchte mich nicht und wenn es der leibhaftige Satan in eigener Person wäre."

„Jacob!" sprach das Weib, und bekreuzte sich, „o wie verwegen reden die Männer! Spute dich! Man klopft lauter; es muß Eile haben."

„Hab' auch warten müssen, bis der Herr gekommen," gab der Müller zur Antwort. „Hat der Regen seinen Pelz den lieben langen Tag über gewaschen, so kann er auch noch ein halbes Viertelstündchen warten."

Der Müller trat an's Fenster. Er öffnete einen Flügel, löste den Fensterladen und schob ihn an die Wand zurück. Dann räusperte er sich und zog sich schnell zurück, als ein kalter Regenschauer seinen kahlen Kopf unsanft berührte.

„Donner und alle Welt!" schalt er, „Tag und Nacht hat man von dem herumvagirenden Gesindel keine Ruhe. Wer ist denn unten?"

Und schnell schlug er den Laden zurück. Das Licht, welches Veronika in der Hand hielt hinter dem Rücken des Müllers, warf einen matten Schimmer in die düstere, schaurige Nacht, und Jacob konnte eine schwarze Gestalt bemerken, neben welcher ein großer zottiger Wolfshund winselte.

„Macht auf, um Gottes willen!" bat der Fremdling. „Es ist kein Spaß da unten zu stehen in diesem verfluchten Herbstwetter."

Der Wolfshund fing an zu knurren. Der Fremdling klopfte ihm leicht auf die Schnauze und das edle Thier war augenblicklich ruhig.

„Wer seid Ihr denn?" fragte der Müller schnell, „so könnte ein Jeder kommen. Es hat ohnehin zu viel Bettler in der Gegend."

„Ein guter Freund!" erscholl es von Unten. „Ich bin ein armer Wehrmann, der sich in der rabenschwarzen Dunkelheit verirrt hat. Gewährt mir Einlaß und Quartier: ich will es Euch hundertmal gedenken, wenn ich kann."

„Jacob, du bist auch einmal Soldat gewesen," sprach das Weib und hob das Licht in die Höhe.

„Still, Weib!" versetzte der Lauffenmüller, „ich weiß, wie es einem ehrsamen Wehrmanne in solchen Stunden zu Muthe ist, wenn er allein steht in der Nacht im fremden Land und keine Menschenseele an ihn denkt. Da muß ich Barmherzigkeit üben. Wartet, Freund, ich komme!"

Der Lauffenmüller schlug das Fenster zu und lief nach einem Schranke. Er griff nach einem gutgeschliffenen Dolche und steckte sich ein geladenes Pistol in die Brusttasche.

„Vorsicht ist für Alles gut," sprach er zu Veronika. „Die Stimme scheint zwar von einem ehrlichen Manne zu kommen; aber es könnte in dem Fremdling auch ein Spitzbube stecken. Meint man ja heutzutage, die Welt sei von Oben bis Unten mit Schuften bevölkert."

Der Müller trat mit dem Mahlknechte, der in der Mühle noch zu thun hatte, an die Thüre und öffnete sie vorsichtig zur Hälfte.

„Seid Ihr allein?“ fragte er schnell, „ich habe nicht für Viele Platz im Hause!“

„Allein!“ erwiederte eine rauhe Stimme und der Wolfshund streckte seinen Kopf zur Thüre hinein, so daß dem Müller alle Lust verging mit dem Fremdling unfreundlich zu hadern.

„So tretet ein!“ gab der Lauffenmüller kurz zur Antwort. „Ihr werdet ein ordentliches Essen und ein gutes Nachtlager bekommen.“

Der Fremdling trat ein; sein getreuer Hund folgte ihm. Der Lauffenmüller und der Mahlknecht schlichen langsam vor dem Ankömmling her und Jacob hob die Drathlaterne in die Höhe, um seinem unerwarteten Gaste zu leuchten. Sie schritten durch den Mühlraum, wo der Lauffenmüller seine gewaltigen Wasserstiefel ablegte und in die leichteren Pantoffeln schlüpfte. Nach einigen Augenblicken trat er mit dem Wehrmann in die Stube. Die Wirthin stand da voller Erwartung und schien Interesse für den schönen jungen Mann zu empfinden. Sie stützte die Hände in die Seiten und heftete das Auge unverwandt auf den Wehrmann, welcher sich auf einem gepolsterten Stuhle vor dem Tische niederließ.

Der Blick des Fremdlings war mild. Von seinem gewölbten Haupte rollte ein langes blondes Haar unter einer gemeinen Sturzkappe hervor. Seine breiten Backenknochen waren hervorragend, und ein dichter rother Bart wuchs am Kinn und Wangen, der aber von dem Sturmwinde übel zugerichtet war. Seine Nase war ziemlich groß und gebogen, und unter derselben wucherte ein starker Schnurrbart, welcher in langen Spitzen endigte und dem Gesichte ein gar kriegerisches Aussehen gab. Die Kleidung war edler als die Tracht eines gewöhnlichen Söldlings. Der Fremdling trug einen fahlgrauen kurzen Leibrock, unter welchem ein Lederkoller hervorstach, welches mit Eisenringen versehen war. Um den Hals wand sich ein feines Linnengeschling, das von dem Regen viel gelitten hatte und sich auf die breite Brust herabzog. An der Seite hing sein getreues Schwert mit vergoldetem Griffe; das Hüfthorn, welches zur Rechten an einer zierlich gewundenen Seidenschnur schaukelte, zeigte verschiedene Jagdscenen, welche von Künstlerhand

eingegraben waren. In dem Gürtel stack ein werthvolles Stoßmesser, und die enganliegenden Lederhosen endeten in schlotternde Stiefel, welche bis unter die Waden aufgekippt waren. Bei der leichtesten Fußbewegung klirrten die schweren großräderigen silbernen Sporen.

Der Lauffenmüller betrachtete den Wehrmann von allen Seiten. Man sah es ihm an, daß ihm der Anzug wohl gefiele; dann stellte er wohl auch in sich Vermuthungen über die Herkunft seines Gastes an, und Veronika that es ihm hierin wohl zuvor. Jacob lief langsamen Schrittes die Stube auf und ab. Der Wolfshund lag neben seinem Herrn. Verstohlene grämliche Blicke fielen auf den Fremdling, der kein Wort sprach und düster vor sich hin auf den Boden starrte. Veronika befand sich in großer Verlegenheit.

„Ich muß doch mit dem jungen Herrn da sprechen," fing das Weib an, „ich kann ihn doch nicht so traurig sitzen lassen. Es scheint ja, der Hausherr hat heute Abend den Zungenschlag bekommen, was nicht oft der Fall ist. Nun, Jacob, setz' dich zu unserm liebwerthen Gaste."

„Wenn er es erlaubt, warum denn nicht?" murmelte der Müller zwischen den Zähnen, „der Wehrmann, wenn's ein solcher ist, könnte sonst eine schlechte Meinung von der Gastfreundschaft in der Lauffenmühle bekommen."

„Ihr könntet wohl Recht haben, Alter!" versetzte der Fremdling. „Allein ich bin das erste Mal in dieser Gegend, zumal in Eurer Herberge, und da muß man das Reden sparen. Ich glaub', wir sollten bekannter werden."

„Wenn's das ist, so sagt mir doch, wer Ihr eigentlich seid," sagte der Müller. „Man muß sich doch erst kennen lernen."

„Jacob, sei nicht so vorwitzig," versetzte Veronika gutmüthig, „der Herr wird's dir schon sagen, wenn's Zeit ist."

„Ei der Tausend!" fiel der Lauffenmüller schnippisch ein, „wenn Einer bei mir Einsprache nimmt und seinen schweren Leib in den Sorgenstuhl bettet, so daß der Hausherr aus demselben vertrieben wird, wie es der liebe Herr ja thut, so wird doch der Wirth da das

Recht haben, nach seiner Herkunft zu fragen. He! Und ich bin so gut und laß das Hundsthier des Fremdlings in der Stube, das doch in den Stall gehört. Was meint der Herr?"

„Lieber Mann," sprach der Wehrmann, „laßt mich nur eine Stunde ruhen, dann will ich Euch gerne den Hausherrnplatz einräumen. Ich komme heut' schon weit her, und vor drei Stunden hab' ich durch einen jähen Sprung mein gutes Pferd verloren. Und so hab' ich mich denn auf die Füße gemacht und bin durch's Lauterthal gelaufen und hab' mich, da ich des Weges nicht kundig bin, verirrt, watete durch Dick und Dünn und bin nun — Gott sei's gedankt! — in Eurer niedlichen Herberge. Fragt mich nicht um meinen Namen: Ihr werdet ihn später erfahren. Ich bin ein ehrlicher Wehrmann."

„So seid Ihr also müde?" fragte das Weib mit zärtlicher Stimme. „Was muß ein armer Soldat doch ausstehen!"

„Recht müde, wie ein gehetztes Reh," gab der Fremdling zur Antwort. „Ich bedarf vor Allem der Ruhe."

„Ich bin auch Soldat gewesen," sprach der Müller, „Ihr sollt deßhalb Ruhe haben. Ich bin weit in der Welt gewesen und weiß, was sich schickt, wenn ich auch grämlich und scheu d'rein schaue. Ich bin unter dem alten Georg von Frondsberg in Italien gewesen, hab' wacker gefochten nnd Vieles vom Kriegshandwerk gelernt. Und da hab' ich an einem Morgen den Vater der Landsknechte verlassen und hab' die Veronika dort kennen gelernt; das Andere könnt Ihr denken. Und es geht mir wirklich gut, wenn nur die Haarspalte auf dem Reichenstein nicht wären!"

„Laß diese Worte, Mann!" bat das Weib, „ich glaube, wir sollten unsern Gast eher fragen, ob ihm nicht ein guter Imbiß munden würde. Seid Ihr hungrig? Beliebt Euch etwa ein Mehlatz? Den sollt Ihr gut bekommen! Ich hab' auch Butter und Eier; sie kosten Euch keinen Hohlpfennig. Sprecht Euch aus!"

„Brav, Veronika!" versetzte der Wirth und seine Stimme ward milder, „das gefällt mir. Einen armen Teufel von Landsknecht soll man nicht hungern lassen.

Hast nicht auch einen schmackhaften Labetrunk? Geh' und such' noch im Kasten!"

„Ich hab' Nichts, als süße Milch," gab Veronika zur Antwort, „das Bier ist alle gegangen, und frisches Wasser, das drunten im Hofraum teichelt, wird ein Gast nicht wollen, er hat's ja alle Tage genug."

„Thut, was Ihr wollt!" sprach der Wehrmann, „bringt mir Etwas unter die Zähne; mein Magen bellt gewaltig. Ich will's Euch köstlich lohnen."

„Da kennt Ihr des Lauffenmüllers Veronika schlecht," rief die Müllerin lachend aus, „sie läßt sich für Gefälligkeiten nicht bezahlen. Gott sei davor!"

„Nicht umsonst rühmt man das Schwabenland," fiel der Fremdling ein und ein helles Feuer leuchtete aus seinen Augen, „wo in aller Welt lebt so ein biderbes Volk? Wo blüht die Gastfreundschaft mehr als in diesem herrlichen Lande? O wie oft dachte ich in der Fremde an die theure Heimath und ach! ich bin ihr so nahe!"

Der Lauffenmüller schaute auf und die Wirthin lächelte gar treuherzig nach dem Fremdling.

„Ihr seid gar ein Landsmann?" rief der Müller aus und maß den Wehrmann mit scharfem Blicke, so daß dieser erröthete und seine Verlegenheit kaum verbergen konnte. „Nun, das freut mich doppelt."

Die Wirthin entfernte sich. Sie lief schnell in die Küche und bereitete ein kräftiges Nachtessen.

„Ich will Butter und Eier nicht sparen," sagte sie öfters, „damit dem Gaste Alles mundet. O, ich merke was, der Fremdling ist etwas Rechtes. Er soll noch lange von der Lauffenmüllerin reden."

Zweites Kapitel.

Das Gespräch.

Der Wehrmann hatte bisher sein Schwert nicht abgelegt. Er lag noch in dem Lehnstuhl, wie er hereingetreten war und er machte auch keine Miene, seine Waf-

fen abzulegen Der Lauffenmüller wunderte sich darüber und er machte sich Vorwürfe, daß er seinen Gast Anfangs nicht wirthlicher behandelt habe.

„So legt doch Euern Pallasch zur Seite," begann der Lauffenmüller nach einem kurzen Stillschweigen. „Ihr sitzt da, als ob Ihr weiter reisen wollt. Ihr werdet doch mich und die Lauffenmühle nicht im Stiche lassen? Und ich denk', mein vielliebes Hausweib ist auch Etwas werth!"

„Wenn Ihr's erlaubt," gab der Wehrmann trocken zur Antwort, „so will ich mir's bequemer machen."

„Ja, ja!" rief der Lauffenmüller lachend, „meine vier Wände sind nicht presthaft. Seht dort ist ein Nagel für Euere Sturmhaube! In der That ein Prachtstück! Habt gewiß schon Hiebe darauf bekommen"

„Aber ehrenvoll erwidert, Mann!" sprach der Fremdling, der sich über die plötzliche Redseligkeit des Müllers wunderte.

„Und dieses schmucke Schwert!" fuhr der Müller fort, „wahrlich! ich hab' nicht bald ein schöneres Stück gesehen. Georg von Frondsberg trug kein besseres und der Truchseß von Waldburg, der Bauernschlächter am See droben, hat Euch gegenüber ein gemeines Scheermesser. Aber es müßten mich alle meine Sinne täuschen und der Satan müßte mich betrügen, wenn Ihr ein Raubritter aus Bruchsal wäret, oder ein schäbiger Habenichts aus dem Franzosenland, der dem Wirth die Mähre aus dem Stalle stiehlt, wie's mir schon gegangen ist, und ein welscher Schnappsackritter nnd spanischer Raufbold seid Ihr wahrlich auch nicht; denn diese sind Nichts und leisten Nichts."

„Ihr kennt die Menschen und die Welt," erwiederte der Wehrmann, „man sieht, Ihr seid weit herumgekommen in der Welt und habt Land und Leute angeschaut"

„Das hab' ich," rief der Müller aus, „wenn die Lauffenmühle und meine Veronika nicht gewesen wären, ich stünde noch unter den Landsknechten im Welschland oder sonst irgendwo — — — aber nur unter Frondsberg. Das kann ich Euch sagen."

„Das ist recht schön, daß Ihr Euern Feldherrn so in Ehren haltet," versetzte der Fremdling mit sanfter

Stimme, während er seine Waffen ablegte und geordnet auf einen Schrank legte. „So denken freilich nicht alle Landsknechte!“

„Hat seinen guten Grund,“ antwortete der Müller, „die Zeiten ändern sich und mit ihr die Menschen. Was kann es einem geplagten Landsknecht nützen, wenn er gleich einer wilden Meute auf die Bauern gehetzt wird? Seht, ich spreche von der Leber weg; denn ich bin der Lauffenmüller, den man im ganzen Thale kennt und kennen darf, und ein ehrlicher Kerl bin ich auch Als ich noch unter Georg von Frandsberg ein Landsknecht war, da dachte ich wie ein Landsknecht. Jetzt bin ich der Lauffenmüller, und ich denke jetzt wie ein ganz gewöhnlicher Christenmensch.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte der Fremdling rasch und blickte dem Müller scharf in's Auge. „Wie soll ich Euch verstehen?“

„Ich schenke Euch klaren Wein ein,“ sprach der Müller mit fester männlicher Stimme, „und seid Ihr ein gewöhnlicher Wehrmann, sollt Ihr's merken, und seid Ihr Einer vom schwäbischen Adel, so kann es Euch auch nicht schaden, wenn Ihr wißt, wie in unserer Zeit die Bauern von den Herren denken. Der Bauer muß am Ende zu Grunde gehen und arm werden wie eine Kirchenmaus. Lächelt nicht! Die Zeiten sind ernst und manchem Herrn wird einmal das Lachen vergehen. Kann es länger so fortgehen? Herrschen nicht alle möglichen Laster unter der lieben Christenheit? Ist nicht wirklich eine recht böse schlimme Zeit? Theurung, Mißwachs, Meineid, Raub und Mord, die allüberall die Oberhand haben, könnten einem rechtschaffenen Manne das Leben wohl entleiden. Vom Krieg und Kriegesgeschrei will ich schweigen. Wie hat's das Volk dem Württemberger gemacht?“

„Hat denn Herzog Ulrich sein Schicksal nicht verdient?“ fragte der Wehrmann schnell, „ich glaube, er ärntet bloß die Früchte seiner schlimmen Aussaat.“

„Ich bin bloß ein einfältiger Bauer,“ begann der Lauffenmüller wieder, und in seinem Gesichte waren die seltsamsten Empfindungen zu lesen, „und ich spreche nicht

besser, als mir der Schnabel gewachsen ist, wenn Ihr es erlaubt, mein werther Gast!"

„Sprecht immerhin zu, lieber Wirth!" versetzte der Wehrmann, während er seinem zottigen Wolfshund die Schnauze streichelte.

„Ein prächtiges Thier!" gab der Müller zur Antwort, „hab' in der That noch kein schöneres gesehen. Aber ich wollt' ja nicht vom Hunde reden, sondern von den schlimmen Zeichen, welche sich abermals kund geben. Noch vor wenigen Tagen sah man eine ungeheure Feuersäule am Himmel und man glaubte, Alles stünde von Oben bis Unten in Glut. Eine leibhaftige Ruthe drohte hellflammend am Firmament und zeigte gegen das Türkenland. Sollte endlich die Zeit gekommen sein, in welcher der Türke sein Rößlein im Rhein saufen läßt? Sollte der Türke die Frevel der Christenheit rächen? Ich weiß wohl, daß Viele auf diese Dinge nicht achten, und daß namentlich die gnädigen Herren auf ihren Burgen darüber lachen. Aber ihnen kann's am Ende noch am schlimmsten ergehen. Denkt nur an das, was Euch der Lauffenmüller gesagt hat! Und ich bin wahrlich auch kein Dummkopf! Hab' beim seligen Pater Ambrosius in Zwiefalten das Lesen gelernt, daß es eine Art hat!"

Und mit diesen Worten neigte sich der Lauffenmüller. Er schaute mit seinen blinzelnden Augen auf den Gast. Ein seltsamer Ehrgeiz sprach aus den Zügen seines Gesichtes. Man sah es ihm an, daß er gereizt — war, weil der Wehrmann so wenig Antheil an seiner Unterhaltung nahm. Der Lauffenmüller schritt nach der Küchenthüre.

„He, Veronika," rief er mit lauter Stimme, „ist der Kuchen fertig? Ich sehe schon, du willst dem Herrn etwas Ausgesuchtes bereiten."

„Gleich, Jacob," antwortete das Weib in der Küche, „der Kuchen ist noch nicht braun genug."

„So eile," entgegnete der Müller, „dem Gaste könnte sonst die Zeit zu lang werden."

Der Müller setzte sich dem Wehrmanne gegenüber. Bald war er im gewohnten Redefluß.

„Es ist wirklich eine schlimme Zeit," begann er wieder, „es wird mir übel zu Muth, wenn ich d'ran denke.

Wahrheit und Ehrenwort überall verschwunden und ein frommes Gebet ist zum Spott geworden bei Jung und Alt. Es will kein Mensch mehr Bauer sein, und die Herren sind — — — ich will schweigen; ich könnte sonst hitzig werden, besonders wenn ich an den Reichensteiner komme, der wohl der schlimmste im Thale ist. Aber wohin soll's um's Himmelswillen denn kommen, wenn man nicht mehr arbeiten will? Ein Jeder greift zum Schwert, und die Pflugschar läßt man liegen. Männiglich hat den Sternkolben liebgewonnen und die Hippe liegt verachtet im Winkel. Die Felder bleiben brach und die Bäume — — — es ist schade, daß sie unser lieber Hergott blühen läßt für das erbärmliche Menschenvolk. Und daran ist der Württemberger, der Raufbold Ulrich, am meisten Schuld! Der Donner! Nein, ich will nicht fluchen! Und so ist's gerad' auch mit dem Glauben. Hält man zum Rosenkranz, so wird man ausgelacht. Folgt man der Bibel, so wird man als Ketzer verfolgt. Man weiß nicht, welchem Regiment man folgen soll; bald ist man österreichisch, dann bündlerisch, bald römisch — — — und am Ende lutherisch! Wenn Gott nicht dazwischen fährt, so fällt die Welt auseinander. Was meint Ihr, mein schmucker Junker? Ihr sitzt ja so nachdenklich da, als ob Ihr das Pulver erfindet wolltet."

„Was soll ich sagen?" versetzte der Wehrmann, „ich bin erst kurze Zeit im Lande Schwaben. Ihr versteht zudem die Sache so aus dem Fundamente, daß ich kaum Etwas beizufügen brauche. Aber zu welcher Fahne schwöret denn Ihr?"

Der Lauffenmüller war kaum mehr zu erkennen; er war nicht mehr ein launiger Griesgram; er befand sich ganz in seinem Element und war in das rechte Fahrwasser gekommen. Das letzte Wort des Wehrmannes hatte ihm geschmeichelt. Sein Herz ging auf und eine große Freude tobte durch seine Brust.

„Ich schwöre zum Recht," rief er aus und klopfte dem Wehrmann auf die Schultern und lachte laut auf, „dann beweise mir Einer einen Fehler!"

„Aber wo findet Ihr das Recht, mein Wirth?" gab der Gast zur Antwort. „Nach den neuen Lehren, wie sie von Wittenberg ausgehen, ist es mit dem Rechte doch

eine kitzliche Sache, wie die Bauern es überall beweisen; weiß nicht, wie's mit diesem nagelneuen Recht und mit dem jungen Glauben noch gehen wird!"

„Hier ist der Sitz des Rechtes," rief der Lauffenmüller noch lauter aus und schlug mit seiner derben mächtigen Faust so kräftig auf die Brust, daß dem Fremdling fast übel zu Muthe ward.

„Ihr führt eine derbe Faust," versetzte der Wehrmann ernsthaft, „man merkt, daß Ihr unter Frondsberg gedient habt. Ich möchte Euch meinen Brustlatz nicht bieten."

„Das will ich meinen," sprach der Müller laut, „aber seht, da kommt die Hausfrau mit dem Kuchen."

Die Müllerin erschien mit dem Kuchen in der Stube. Sie hatte denselben auf eine zinnerne Platte gelegt und schob ihn mit einem Blicke nach dem Gaste, als wollte sie ihn fragen, ob der Imbiß wohl munden werde. Der Kuchen dampfte lieblich und sah hübsch gebräunt aus. Dem kräftigen Wolfshunde mußte der angenehme Geruch auch behagen; denn er hob seinen dicken Kopf auf und stellte sich neben dem Wehrmann auf; selbst der Spitzhund des Lauffenmüllers vergaß sich so weit, daß er auf die Bank sprang, von der Müllerin aber mit kräftigem Schlage zurecht gewiesen wurde. Der Wehrmann zertheilte den Imbiß und begann mit gutem Appetit zu speisen.

„Es ist Alles, was man hier haben kann," begann die Müllerin, sich entschuldigend gegen den Wehrmann gewendet. „Wir wohnen weit von der Stadt und im nahen Dorfe kann man auch nicht viel haben. Wohl bekomm's!"

„An Fischen wär's indessen kein Mangel," fiel der Lauffenmüller ein, „in dem Wasser der Lauter wimmelt es zahlreich von kräftigen Forellen. Aber die Herren auf den Burgen und zumal die Herren im Kloster Zwiefalten meinen, es sei dem Bauern wohl genug, wenn er schwarzes Muß und Haberbrei hätte. An ein dampfendes Hasenviertelchen darf unser Einer doch das ganze Jahr nicht denken."

„Was dich nicht brennt, das blase nicht, Jacob, sagt ein Sprüchwort," meinte die Müllerin. „Ist's uns

denn nicht wohl? Freilich, lieber Herr, giebt's auch bei uns unruhige Köpfe und meinen Jacob zupft es auch manchmal am Brustfleck; aber er meint es nicht böse."

„Recht und Gerechtigkeit, mein Freund!" versetzte der Lauffenmüller, „diese müssen wahr werden; weiter gehe ich nicht."

Der Fremdling hatte sich an dem dampfenden Kuchen bereits satt gegessen und reichte den Rest seinem Hunde.

„Ei, Gott!" rief die Müllerin fast zornig aus, „was ist das? Den Kuchen dem Hundsvieh geben! Das ist doch zu viel. Habt Ihr Euch schon satt gegessen? Oder mundet's Euch nicht?"

„Satt, ganz satt, liebes Weib!" antwortete der Gast. „Doch es wird spät. Wir wollen zur Ruhe gehen."

„Ihr seid müde?" fragte der Müller. „So richte das Bett, Veronika. Mach' es dem Wehrmanne bequem!"

„Er soll zufrieden sein," entgegnete das Weib kurz und entfernte sich.

„Ihr habt ein treffliches Weib, Lauffenmüller!" sagte der Gast nach kurzem Stillschweigen. „Es nimmt mich fürder kein Wunder, daß Ihr dem guten Ding' zu lieb Frondsberg's Schaaren verlassen habt, um Euch in dieser Einöde niederzulassen. Ein solch' edles Herz macht eine Wüste zum Paradiese. Ihr könnt es mir glauben!"

„Das will ich meinen," rief der Lauffenmüller aus, „sie ist wirklich eine Perle und hat mich schon vor manchem Unsinn bewahrt.

In diesem Augenblicke trat Veronika herein. Sie hielt ein Licht in der Hand und stellte es dann auf den Tisch.

„Seid Ihr bereit," begann sie zu dem Fremdling gewendet, „so könnt Ihr mir folgen."

„Hat keine Eile," fiel der Müller heftig ein, „wer in meinem Hause wohnt, muß sich auch in alle Bräuche schicken. Das hat mir der selige Pater Ambrosius von Zwiefalten oft genug gesagt. Also zum Abendsegen! Unser Gast muß sich darein schicken mit uns zu beten. Geschwind, Veronika, leg' noch einige Reisigbündel auf

den Heerd, daß es nicht zu kalt wird in der Stube. Der Mahlknecht braucht warm."

Nach diesen Worten griff der Müller nach einem Buche, das in Schweinleder gebunden war und auf einem Schranke lag. Er nahm seine Schmeerkappe ab und faltete die Hände. Er blickte andächtig nach dem Bilde des Erlösers in der Ecke des Tisches und sprach dann ein treffliches Nachtgebet mit lauter kräftiger Stimme. Auch Veronika warf sich nieder auf die Knie und betete mit. Man konnte in ihrem Gesichte die tiefe Innigkeit ihrer Andacht lesen. Der Wehrmann, welcher schon lange keine so rührende Scene beobachtet hatte, fühlte sein kaltes trockenes Herz aufathmen und warf sich neben die Betenden auf den Boden hin. Nach dem Gebet ergriff der Lauffenmüller das Licht und leuchtete dem Fremdling voran.

„Wahrlich," sprach der Wehrmann, als er allein in einem Kämmerchen war, und Thränen rannen über seinen Bart, „es giebt noch fromme Menschen auf Erden, und mehr in den Hütten des Volkes als in den Burgen der Großen. Es stünde sonst besser in der Welt und wir würden nicht einer Zukunft entgegen gehen, von deren Elend vielleicht kein Ende abzusehen ist."

Der Fremdling betete noch ein andächtiges Ave und schlief dann ruhig ein. Sein getreuer Hund hielt Wache.

„Was hältst du von diesem Menschen?" sprach Veronika, als der Müller wieder in die Stube zurückgekehrt war, und hielt beinahe den Athem an. „Ich meine halt immer, daß er kein gewöhnlicher Wehrmann ist."

„Du hast die rechte Meinung," versetzte der Lauffenmüller, „und du hast gut gethan, ihn ordentlich zu bewirthen. Hast du die kostbaren Ringe nicht gesehen, die er am Finger trägt? Ich konnte aber das Wappen darauf nicht erkennen."

„Dann ist's Einer, der nicht in die Bauernstuben gehört," erwiederte das Weib zutraulich. „Jacob, hast du nicht zu viel gesprochen? Ich traue deiner Zunge nicht immer!"

„Was hältst du von dem Gesichte des Fremden?"

fragte der Müller, und nahm sich aus dem Krüglein ein Weihwasser.

„Es ist offen und aufrichtig," gab die Müllerin zur Antwort. „So schaut kein Schurke und Abenteurer d'rein."

„Dann gieb dich zufrieden, Weib!" versetzte der Müller. „Morgen kann ich ja weiter fragen."

„Laß das," antwortete das Weib. „Vorwitz schickt sich nicht."

„Und nun, gelobt sei Jesus Christus!" sagte der Müller.

„In Ewigkeit, Amen!" schloß die Hausfrau und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze.

Nach kurzer Zeit ward kein menschlicher Laut mehr in der Mühle vernommen.

Drittes Kapitel.

Eine nächtliche Versammlung.

Während die Leute in der Lauffenmühle in den Armen des sanftesten Schlummers lagen, ereignete sich in der Nähe von Schülzburg eine ernsthafte Begebenheit. Die kräftigen Buchen bildeten hier ein fast undurchdringliches Dickicht und eine tiefe Dunkelheit hatte sich auf die Umgebung gelagert. Der heftige Wind zerknickte beinahe die Gipfel der Bäume und die Zweige schlugen mächtig an einander. Es war eine schauerliche Nacht in dem unheimlichen Walde.

In dieser Nacht stand der Zeiselmatz am Lauterach auf dem bezeichneten Platze und erwartete mehrere seiner Freunde. Es mußte etwas Außerordentliches sein, daß sie in dieser nächtlichen Stunde trotz Wind und Regen zusammentraten. Der Zeiselmatz war noch allein. Auf seinem Kopfe trug er eine abgeschabte Ottermütze. Um seinen Leib schlang sich ein schmutziges Lederwamms nach der Art der Landsknechte. Seine schwarzen Lederhosen reichten bis an die Kniee, um welche sich ein Gürtel

schlang, um die schweren Stiefel festzuhalten. Sein wilder Bart wuchs unordentlich um Kinn und Wangen, und wenn es Tag gewesen wäre, so hätte man auch sehen können, welch' unheimliches Feuer aus seinen hohlen Augen leuchtete. Der Zeiselmatz war ein Abgott der unzufriedenen Bauern im Lauterthale und auf den Anhöhen, welche das Thal umgaben. Trotz seines verwilderten Aussehens verstand er es vortrefflich, die Massen an sich zu fesseln und für seine Meinung zu begeistern. Er war stets ein Mann, der die Leidenschaften des Volkes wach zu rufen verstand. Er mochte ungefähr vierzig Jahre zählen; allein sein ungeregeltes Jugendleben hatte bereits viele tiefe Furchen auf seine Stirne gegraben.

Es schlug eben auf dem Thurme der nahen Schülzburg die Stunde der Mitternacht und in diesem Augenblick theilte sich eine Wolke. Der Mond warf sein mildes Licht vorübergehend auf die Zinnen des festen Schlosses, dessen zackige Häupter nun im vollsten und reinsten Nachtlichte glänzten. Das sah der Zeiselmatz von Lauterach und ein heftiger Ingrimm erfüllte seine schwarze Seele.

„Ha, deine Zeit ist gekommen, altes Räuberneſt!" rief er aus und ballte die Hände. „Du wirst bald zur schauerlichen Ruine werden, in deren Räume und Löcher nur mehr der Uhu und das Käuzchen hausen. Hast wahrlich nichts Besseres verdient, Zwingburg unserer Unterdrücker! Die Gebeine deiner Beherrscher sollen nach allen Winden zerstreut werden. Die Zeit der blutigsten Rache ist gekommen. Deine Trümmer seien nur ein Zeugniß von der Knechtschaft vergangener Jahrhunderte, welche die süßen Früchte der Freiheit nicht kannten. Nieder mit dem Neste!"

Ein häßlicher Fluch kam aus dem Munde des Elenden. Eine finstere Wolke bedeckte jetzt die halbe Mondscheibe, und Alles war in das frühere unheimliche Dunkel gehüllt. Verdrießlich warf sich der Zeiselmatz auf einen nahen Baumstumpf nieder und ließ sein Haupt herabsinken auf seine tobende und empörte Brust.

„Wo sie nur so lange bleiben mögen!" sprach der Zeiselmatz vor sich hin. „Von dem Frieder von Aufhau-

sen hätt' ich's am allerwenigsten erwartet. Der Teufel traue am Ende — — —!"

„Pst! kommt nur, er ist da!" sprach in diesem Augenblick eine schwarz vermummte Gestalt, welcher viele Männer, gar seltsam gekleidet, folgten. „Da sitzt er auf einem alten Stumpfe und bläst Trübsal. He, Zeiselmatz, kennst du deinen Freund so schlecht?"

„Ah, seht der Kukuk!" rief der Zeiselmatz aus, als er sich vom Stumpfe erhob, „endlich sind sie da! Habt mich wahrlich lange warten und bangen lassen."

„Bangen lassen?" erwiederte der lange Frieder von Aufhausen, „du kennst uns schlecht, Alter!"

„Zwölf Uhr schlägt die Glock'," versetzten die Andern, „und diese Stunde ist bestimmt."

„Nehmt Platz, Freunde und Genossen!" bat der Zeiselmatz mit seiner heiseren Stimme. „Wie einst die Männer auf dem Grütli, also wollen wir das Wohl des Volkes berathen. Gebt mir eure Hand!"

Und Alle grüßten den Zeiselmatz, welcher sich in dieser Stunde ein großes Ansehen zu geben verstand.

„Sind wir sicher?" fragte der lange Frieder, „sind keine Lauscher und Verräther da? Redet!"

„Wir sind sicher," antworteten die Andern.

„Tod und ewige Schande dem Verräther, welcher abfällt von der heiligen Sache des Volkes!" sprach der Zeiselmatz und warf sich auf die Erde.

„Tod und ewige Schmach!" wiederholten Alle und legten sich gleichfalls nieder.

Der Zeiselmatz durchstreifte mit dem Blicke eines Tigers, der keine Ruhe kennt, noch einmal die Gesellschaft seiner würdigen Freunde, ob er sich wohl ganz anvertrauen dürfe. Nach einer kurzen Pause, die in den düsteren vom Sturmesgeheul erfüllten Räume einen geisterhaften Charakter hatte, hub er endlich zu reden an.

„Heut' Nacht," begann er mit ernster Stimme und athmete tief auf, „muß das heilige Werk begonnen werden. Die Morgenröthe der Freiheit ist angebrochen. Sollen die Bauern noch länger leiden?"

„Nein, nein!" erwiederten die rauhen Kehlen, und die versammelten Männer klatschten Beifall.

„Die Saat, welche der arme Conrad im Remsthale bestellt, beginnt ihre blutigen Früchte zu tragen," fuhr der Zeiselmatz fort. „Die Bauern im Hegau und in Oberschwaben sind aufgestanden gegen ihre Herren — gegen den Adel und die Klöster. Sie lachen des Truchseß von Waldburg, der ihnen nur wenig Mannschaft entgegen stellen kann. Von Memmingen bis an den Fuß des Hohenstaufen, vom Hohentwiel bis an die Rebberge des Nekars ist Alles im vollsten Aufstand. Das sind ganz sichere Nachrichten, welche ich euch bringe. Auch in unser friedliches Thal herein schlägt die lodernde Flamme der Empörung. Was wollen wir thun?"

„Siegen oder sterben," gab der lange Frieder von Aufhausen zur Antwort, „was liegt uns an Weib und Kind? Lieber sterben als leben in dieser peinlichen Knechtschaft!"

„Hört ihr's?" fragte der Zeiselmatz von Lauterach, „Gott segne euren Muth."

„Sieg oder Tod!" versetzten die Männer und reichten sich die Hände. „Unsere Waffen werden siegen."

„Denn ihr kämpft für eine gerechte Sache," sprach der Zeiselmatz. „Der Anfang ist günstig. Der neue Glaube und der Wirrwar, welchen er in seinem Gefolge hat, haben die Kraft des Kaisers gelähmt. Die Reichsfürsten werden verlacht und verspottet. Die Reichen haben mit sich selbst zu thun. Und Schmach und Schande über die Bauern, wenn sie die reichsstädtischen Sünder nicht alle nach einander über die Klinge springen lassen! Wir müssen unsern Haufen ordnen und mit guten Führern versehen. Tausende stehen auf unserer Seite; wir können unsere Gegner unterdrücken, wenn wir gut geleitet werden. Die Dolche werden blank geputzt und geschliffen. Wer keine andere Wehr hat, der greife zur Sense; auch sie kann trefflich dienen. Bedarf ich mehr der Worte?"

Es entstand ein geheimnißvolles tiefes Stillschweigen. Der Wind tobte fürchterlich durch die Wipfel der krachenden Buchen. Ein kalter Regenschauer schlug auf die Blätter. Ein Uhu ließ in der Nähe seine rauhe Stimme hören und in einer Felsenspalte ächzte der Kauz. Die Männer aber waren wie auf die Erde gegossen und

schienen den Kampf der Elemente nicht zu merken, der rings um sie tobte.

„Welch' ein Wetter!“ seufzte nur ein junger Mann, welcher dicht neben dem langen Frieder von Aufhausen saß.

„Welch' ein Mann ist unter uns?“ fragte der Zeiselmatz mit lauter Stimme. „Der junge Mann wolle sich gefälligst schämen. Wenn er Wind und Wetter fürchtet, wie mag er dem Tod in's Angesicht schauen? Er soll uns verlassen! So spricht nur ein Junker!“

Allein kaum hatte der Zeiselmatz ausgeredet, so blitzte schon ein Dolch über seinem Haupte. Die Wolken theilten sich wieder und man sah die mörderische Waffe auf seinem Kopfe ruhen.

„Laßt solche Narrenpossen!“ versetzte der lange Frieder und hielt des Jünglings Arm. „Georg, gieb dich zufrieden! Es ist nicht so schlimm gemeint.“

„Ich lasse mich von Niemanden beschimpfen,“ rief der Jüngling mit stolzem Tone. „Ich habe mich unter dem Truchseß von Waldburg mit Ehren geschlagen — ich lasse mich nicht in's Angesicht schelten. Weg da!“

„Wer ist denn der Junge da?“ fragte der Zeiselmatz schnell. „Er hat Muth. Sprecht, mein Freund! Und sollt ich im Unrecht sein, so will ich's bereuen.“

Die Männer hatten sich erhoben; Alle waren von diesem unerwarteten Auftritt überrascht. Sie kannten den Jüngling nicht.

„Den Dolch weg, Georg, das befehle ich!“ sprach der lange Frieder von Aufhausen. „Spare ihn für eine bessere Gelegenheit.“

„Weil Ihr's befehlt,“ gab Georg zur Antwort, „aber ich will nicht hoffen, daß man mich zum zweiten Male beschimpft.“

Es wollte keine Stille in die Versammlung kommen. Endlich gelang es dem langen Frieder von Aufhausen, die nächtliche Versammlung zur Ruhe zu bringen.

„Du scheinst mir ein trefflicher Junge zu sein,“ begann der Zeiselmatz wieder und gab Georg die Hand. „Du hast Muth! Ich will dich noch fürder erproben.“

„Es bedarf dessen nicht,“ sprach der lange Frieder, „ich brachte diesen thatenlustigen Mann nicht ohne Absicht

hieher. Er ist mein Verwandter; er traf gestern bei mir ein. Er diente dem schwäbischen Bunde mit allem Eifer und ward vom Truchseß von Waldburg mehr als geliebt. Allein die Liebe zur Freiheit und die Verwerflichkeit der Sache, für die er unter seinem Führer kämpfen sollte, veranlaßten ihn, seinen Abschied zu nehmen. Er eilte zu mir und an ihm haben wir keinen schlechten Fang gemacht. Wollt Ihr mich tadeln, Zeiselmatz?"

„Das ist brav!" riefen Alle und drängten sich um den Jüngling.

„Deßhalb sei Friede zwischen uns geschlossen," sprach der Zeiselmatz und ergriff Georg's Hand. „Du vertheidigst die Sache des Volkes!"

Und der Alte fiel dem Jüngling um den Hals und küßte ihn, was Georg wider Willen geschehen lassen mußte. Die Männer nahmen ihre Plätze wieder ein.

„Stille, was hör' ich?" sagte der lange Frieder schnell. „Es ist Jemand an uns vorübergeschlichen."

„Was?" riefen Alle und horchten auf.

Allein sie konnten Nichts wahrnehmen, so sehr sie auch ihre Sinne anstrengten.

„Ich will nachschauen," sprach Georg, „ich fürchte den lebendigen Satan nicht. Er soll nur kommen."

„Thue das, Georg!" erwiederte der lange Frieder, „ziehe deinen Dolch und wenn du Jemanden im Lauschen ertappst, so schwinge deine Waffe und stoße den Schuft nieder!"

Es entstand abermal ein peinliches Stillschweigen.

„Sollten wir belauscht werden?" fragte der Zeiselmatz wieder mit kreischender Stimme, „es ist möglich. In unserer Zeit laufen alle schwäbischen Gauen voll Verräther und Feiglinge."

„Wir glauben nicht," erhielt er zur Antwort und mächtiger pfiff der Wind durch die Gipfel der Buchen.

„So laßt uns fortfahren," begann der Zeiselmatz. „Wir bedürfen also ganz tüchtiger Anführer. Ich übernehme einen Haufen von mehreren tausend Mann. Wer thut ein Gleiches?"

„Zeiselmatz," gab ein Mann zur Antwort, „Ihr wißt, daß wir bisher die Pflugschar zu führen verstanden; aber Schwerter und Streitkolben wollen noch nicht

recht in die Hand passen. Wenn wir den Lauffenmüller gewinnen könnten, so wäre ein großer Vortheil für uns errungen."

„Er hat lange unter Georg von Frondsberg gedient und soll sich wacker gehalten haben," antwortete der lange Frieder. „Er wäre der rechte Mann. Seiner Tapferkeit und Umsicht wäre zu trauen; aber hat er Beifall an unserer Sache bewiesen?"

„Einfältige Frage!" versetzte der Zeiselmatz mit wegwerfendem Tone. „Man muß ihm die Sache im rechten Lichte darstellen, dann wird er sich anschließen. Er ist kein Mann ohne Herz; ich kenne ihn bereits."

„Er hat einen Handel mit dem Edlen von Reichenstein, der ihm viele bittere Stunden macht," erwiedert ein Anderer. Wenn er unterliegt, so wird seine Wuth keine Schranken kennen."

„Aber die Schwarzröcke in Zwiefalten haben ihn ganz umgarnt," gab der Zeiselmatz zur Antwort und lachte höhnisch. „Er besitzt seine Mühle von ihnen zu Lehen und sie halten ihn nicht schlecht. So sagte er mir vor drei Tagen. Es ist ihm nur halbweg zu trauen. Sein Weib — — —"

„Ruhig!" rief der lange Frieder, „sein Weib steckt noch bis über die Ohren im alten Glauben und hat keine Ahnung von der neuen Freiheit. Mit diesem Weib läßt sich Nichts wagen."

„Aber wenn wir den Lauffenmüller mit seinem Handel hetzen könnten," sagte der Zeiselmatz, „dann könnte es doch angehen. Ich will es versuchen. Ich habe schon Viele getäuscht; unser Zweck heiligt die Mittel. Es helfe, was helfen kann."

„Einverstanden!" murmelten die Anderen.

In diesem Augenblicke kam der Jüngling zurück; er war allein.

„Ich hab' Nichts gesehen und gehört," rief er aus, „und wenn das verfluchte Unwetter nicht wäre, so wäre der Wald so still wie ein Grab. Zeiselmatz, laßt Euch deßhalb nicht stören."

„Hab' mir's doch gleich gedacht," fiel der lange Frieder von Aufhausen ein, „der Donner soll unsern Schlupfwinkel auskundschaften. Nein, Thoren sind wir nicht.

Sitzen da dem Edlen von der Schülzburg auf der Nase, und er merkt es nicht."

„Das ist unser Glück," versetzte halblaut ein Bauer, „ich hab' die Schläge mit seiner Peitsche schon gefühlt."

„Dann ist's dir recht geschehen," schalt der Zeiselmatz mit lauter Stimme, „wenn du's gelitten hast. Mir sollte von dem Elenden einmal so Etwas widerfahren, ich würde ihn zermalmen. Doch lassen wir uns nicht stören! Georg, nimm Platz!"

Es entstand die frühere Ruhe.

„Wir müssen in jedem Orte einen Mann haben, der die Bauern in Ordnung bringt," sprach der lange Frieder von Aufhausen, „es geht anders nicht. Ich will das Thal auf und ab die Bauern hetzen; mein Geschäft bringt es mit sich. Es soll Alles mit meiner Rührigkeit zufrieden sein."

„Der Gedanke ist gut," gab der Zeiselmatz zur Antwort.

„Es läßt sich kaum anders anfangen," sagte ein Verschworener, „ich sehe keinen andern Anfang. Und anfangen müssen wir endlich; sonst neigt sich der Sieg auf die Seite der Herren. Man muß die, welche vorgezogen werden, ermuntern und aufrichten; die Schwankenden müssen zuverlässig gemacht werden und die Willigen müssen noch mehr zur That angefeuert werden. Dazu bedarf es guter bewährter Männer."

„Und diese seid Ihr," fiel der Zeiselmatz ein, „sollt ich mich getäuscht haben? Wer für diesen Antrag ist, der möge sich erheben!"

Und die Männer in ihrer dunkeln Kleidung erhoben sich.

„Wir folgen!" sprachen sie mit Festigkeit.

„Gebiete, alter Freund!" sagte Georg und ergriff des Alten Hand.

„Wir sind unser zwölf Männer," fuhr der Zeiselmatz fort, „eine bedeutungsvolle Zahl! In jeder größern Gemeinde des Lauterthales sitzt ein Mann des Volkes. Wirket und schaffet, ihr Freunde des armen Volkes! Wenn Alle wollen, so siegen wir. Gebt mir fleißig Nachricht von eurem Wirken. Bald müssen wir eine

große Versammlung des wehr- und waffenfähigen Volkes halten."

„Wo, mein Freund, wo kommen wir zusammen?" unterbrach den Zeiselmatz eine Stimme. „Es muß bald geschehen. Die Bauern im Remsthale und allüberall im Schwabenlande setzen sich in Bewegung. Sollen wir die Letzten sein? Sollten wir uns von andern ein besseres Loos erkämpfen lassen?"

„Das wäre feig und niederträchtig," rief der Zeiselmatz aus, „also, wo treffen wir uns wieder?"

„In der Nähe der Zwingburg darf es nicht sein," versetzte der lange Frieder. „Die Herren wittern gern Unrath, und es soll recht viel Volk zusammenkommen."

„Auf dem Deutschbuch wollen wir uns sammeln," rief ein Bauer aus, „in dieser einsamen Gegend wird's am wenigsten bemerkt."

„Recht gesprochen," fiel der Zeiselmatz ein, „das ist der beste Ort. Er ist einsam gelegen und nicht zu weit entfernt. Es ist ein freier und geräumiger Platz und jeder Bauer weiß ihn. Die Herren von Zwiefalten werden uns hoffentlich nicht hindern; es sollt' ihnen sonst übel bekommen. Und damit Jeder gehen kann, so treffen wir uns an dem Montag nach der Kirchweih. Wir haben bis dorthin den vollen Mond, der kann Jedem auf dem Heimwege leuchten."

Die Anwesenden gaben ihre Zustimmung zu erkennen.

„Wir können dann gleich einen Besuch in Zwiefalten machen und bei dem Kellermeister einsprechen," sagte ein Bauer lachend.

Nach einigen Aufmunterungen zur muthigen Betreibung des Aufstandes schieden die Bauern. Ein Jeder ging einen besondern Weg. Der Morgen war bereits angebrochen.

„Suche den Lauffenmüller noch zu gewinnen," sagte der lange Frieder dem Zeiselmatz in's Ohr.

„Dafür laß' nur mich sorgen," gab der Zeiselmatz zur Antwort und verschwand in dem Gebüsche.

Viertes Kapitel.

Ein Ueberfall.

Der Zeiselmatz von Lauterach ging gedankenvoll das Thal hinab, welches die Lauter durchströmt. Das Wasser war ausgetreten und schoß wild über die Wiesen hin. Auf dem hohen Ufer wollte er abwärts laufen, um in die Lauffenmühle zu gelangen. Die Lauffenmühle lag anmuthig im Thale in einer wildromantischen Gegend, einsam zwischen Felsen und von allen Seiten von frischem Waldesgrün umsäumt. Das Wasser des Flüßchens stürzte über mehrere Felsenklippen in die Tiefe und verursachte ein Getöse, das man weithin vernehmen konnte, zumal wenn das Wetter gut und die Luft ruhig war. Das Gebäude ruhte auf einem steinernen Unterstock, dessen Mauern mit Schießscharten versehen waren. Das Mauerwerk war ganz neu und war — eine Ausnahme in dieser Gegend und zur damaligen Zeit! — mit Ziegeln gedeckt. Die Mühle war ein Eigenthum des Klosters Zwiefalten, und die Mönche hatten eine besondere Vorliebe für den Ort, wo das Gebäude stand. Schon seit vielen Jahren war sie in Erbpacht an die Familie des Lauffenmüllers gegeben. Einige Grundstücke, welche zu dem Eigenthum der Mühle gehörten, wurden von dem Ritter von Stein auf der nahen Feste Reichenstein angesprochen, und deßhalb wurde der Besitzer der Burg vom Lauffenmüller so gründlich gehaßt.

Der Zeiselmatz von Lauterach hatte bereits den Fuß des Berges erreicht, welcher aus dem Thale aufsteigt und trat in eine Grotte, um seinen getreuen Spürhund loszubinden. Aus Vorsicht ließ er dies edle Thier an diesem Orte zurück, damit nicht etwa sein Gebell die Anwesenheit der Verschworenen in der Nähe der Schülzburg an die Bewohner der Feste verrathe. Das Thier sprang muthig voraus und wedelte freundlich mit seinem Schweife. Der Zeiselmatz wollte weiter schreiten, als er ein lautes Jammergeschrei vernahm, das von der Seite her in sein Ohr drang. Der Hund bellte laut.

„Bringt den Hund weg," rief eine Stimme aus einer Felsenhöhle, „oder ich bin des Todes."

„Es muß was Rechtes sein,“ dachte der Zeiselmatz und eilte schnell voran. „Der Hund bellt entsetzlich.“

Er stand an dem Orte, wo das Geschrei entstanden und sah einen etwas älteren krüppelhaften Menschen auf dem Boden liegen und sich mit seinen Krücken vergeblich wehren. Eine Geige mit drei Seiten lag in dem dunkeln Grase; der Fidelbogen hing an einem Strauchwerk. Ein zerlumpter Zwerchsack rollte den Berg hinab, und sein Inhalt fiel heraus.

„Helft mir, Zeiselmatz!“ rief der Bettler auf der Erde und winselte, „Euer Hund geht mir an's Leben.“

„So, du bist es nur, Geigerjörgle!“ sagte der Zeiselmatz, „es hätt' wahrlich meines eiligen Schrittes nicht bedurft. Schufte, wie du, kann man schon entbehren. Sultan, faß' den Schlingel!“

Der Hund verstand den Wink seines Herrn nur zu gut. Er fiel wie eine blutgierige Bestie über den armen Geiger her, faßte sein Wams mit den Zähnen, welche er kurz vorher voller Wuth gefletscht hatte, und riß die Hälfte des Gewandes los. Der Geigerjörgle schrie laut auf.

„O laßt mich leben, Zeiselmatz!“ rief er, „das Leben ist so schön, auch wenn man arm ist.“

„Keine Gnade, Schurke,“ sprach der Zeiselmatz, „du hättest den Tod schon längst verdient, nichtsnutziger Verräther. Ich achte mich zu hoch, um dir mit eigener Hand das Lebenslicht auszublasen. Mein Sultan mag dich zerreissen.“

„Gnade! Gnade!“ jammerte der Arme, „ich will, ich muß leben.“

„Um die Sache des Volkes noch tausend Mal zu verrathen, elender Taugenichts!“ brüllte der Zeiselmatz. „Du mußt sterben; ich habe es schon lange auf dich abgesehen. Aber vorher bekenne mir, ob du die verwichene Nacht auf Schülzburg gewesen bist, oder ich zerschmettere dir das Haupt an jenem Steine dort.“

„Was soll ich sagen?“ stammelte der Geigerjörgle, „ich bin ein elender unglücklicher Mensch. Habt Erbarmen!“

„Was, Erbarmen, Bube! schrie der Zeiselmatz, während sein Hund einen neuen Angriff versuchte.

Der Geigerjörgle suchte mühsam auf die Beine zu kommen, dann warf er sich auf die Knie nieder und erhob die Hände zu dem Wütherich.

„Seht mein Unglück," bat er unter Thränen. „Ich bin ein Krüppel, und einen krüppelhaften Menschen werdet Ihr nicht tödten wollen."

„Huja!" verhöhnte ihn der Zeiselmatz, „seht den Elenden, wie er um sein Leben fleht, damit er seine Schurkereien vermehren kann."

„Ich bin kein Schurke, ich bin ein ehrlicher Christenmensch, der redlich durch die Welt kommen will," jammerte der Geiger.

„Das wird sich zeigen, Mann!" versetzte der Zeiselmatz barsch, „woher hast du die Briefe, die dort aus der Brusttasche fallen? Elender, bekenne! Sprich, oder ich werde dir die Zunge lösen!"

„O Herr," sprach der Geigerjörgle und seine Stimme stockte.

„Das will ich bald wissen," sagte der Zeiselmatz und griff hastig nach den Papieren.

Der Geigerjörgle wollte sich die Briefe nicht nehmen lassen, allein der Zeiselmatz versetzte ihm mit seiner derben Faust einen so kräftigen Schlag auf seine morsche Brust, daß er in das Gebüsch zurücktaumelte. Dann nahm er die Schriftstücke und durchflog sie mit schnellem Blicke.

„Donner und alle Welt," rief er aus, „sollten wir verrathen sein? Wer anders hat es gethan, als dieser Schuft hier? Das Volk wird betrogen; der Adel im Thale rüstet sich. Warte, Bösewicht, deine Botschaft soll dir theuer zu stehen kommen! Man schreibt dem Ritter von Reichenstein, dem Abte von Zwiefalten, daß es im Thale gähre und sie möchten vorsichtig sein, und in Mochenthal ist's auch nicht sauber. Die Truchseßen von Sinzingen bereiten sich auf das Schlimmste vor und die Feste Magolsheim wird in Vertheidigungszustand gesetzt. Kreuzelement, auch die Ritter von Schülzburg und von Randeck sind nicht unthätig. Und das Beste kommt noch; Hans Schwigger von Gundelfingen ist im Thale. Es bedarf aller Anstrengung und Vorsicht, wenn der Bauer siegen will. Und dieser Schurke und Vagabund — — —"

„Gnade, Zeiselmatz!“ bat der Geigerjörgle, der sich unterdessen erholt hatte. „Vergebt mir, die Noth zwang mich dazu. Es hat mich Alles verlassen!“

„Du lügst, alter Graukopf!“ rief der Zeiselmatz wüthend aus. „Sind die Papiere ächt?“

„Ganz ächt, Zeiselmatz!“ jammerte der Geiger, „doch schont meines Lebens!“

„Daß dich alle Welt — — —,“ allein der Zeiselmatz war vor Wuth außer sich und konnte weiter kein Wort hervorbringen.

Mit wüthender Geberde stürzte er sich auf sein Opfer und warf es an einen hervorstehenden Stein. Der Unglückliche gab kein Lebenszeichen von sich; er war dem Tode nahe.

„Du hast dieses Loos verdient,“ sprach der Zeiselmatz mit kaltem Tone. „Man hat dich zu lange geschont.“

Und er raffte schnell die Schriftstücke zusammen und schritt schnellen Schrittes von dannen, als ob Nichts geschehen wäre.

Fünftes Kapitel.

Der Abschied.

Der Morgen war angebrochen. Der Sturm hatte sich gelegt und der Aufruhr der Elemente war einer wundervollen Ruhe und Stille gewichen. Zwar wälzten sich die Wasser der angeschwollenen Lauter heftig und wild durch das Thal hin; allein die liebe Morgensonne stand so glänzend und heiter am wolkenlosen Himmel, wie man es selten in der vorgerückten Jahreszeit zu sehen das Vergnügen hatte. Die Sonne warf ihr zauberisches Licht in's Thal und die Lauffenmühle schwamm in der glänzendsten Vergoldung. In der Mühle selbst war Alles voll Leben und Thätigkeit. Veronika hatte den Morgenimbiß für das Gesinde bereitet, und nach dem Morgentische hatte sie mit ihrem Manne den Morgen=

segen gesprochen, wobei die Dienstleute andächtig in ihrem Herzen mitbeteten; dann ging sie in den Hofraum und lockte dem buntbefiederten Geflügel, und ihre Lieblinge flogen ihr auf die Hand und pickten die Brodkrumen auf, welche sie ihnen darreichte. Der große Hund an der Kette sprang vor Freude in die Höhe, als er die Müllerin in seine Nähe kommen sah und wedelte freundlich mit seinem Schweife. Veronika besah sich nach der Sitte eines wackern Landweibes die Stallungen und als sie Alles in Ordnung fand, kehrte sie in das Wohnhaus zurück.

Sie traf den Lauffenmüller allein in der Stube. Er war gerade daran, den Lauf eines alten Schießgewehres vom Roste zu befreien. Die Müllerin schaute einen Augenblick zu. Diese Arbeit schien ihr wenig zu gefallen.

„Was thust du da, Jacob!“ begann sie endlich mit sanfter Stimme, „diese Arbeit will mir nicht recht gefallen.“

„Warum nicht, Veronika?“ fragte der Müller. „Ich kann doch das Gewehr nicht in diesem Zustande aufbewahren. Ich hab's noch aus dem Feldzug, den ich mit Georg von Frondsberg in Italien gemacht habe. Hab' manchen Welschen damit niedergepufft.“

„Gott soll sie selig haben,“ erwiederte das Weib, „aber ich meine etwas Anderes. Sieh, Jacob, ich kann nicht heucheln; ich muß dir die Wahrheit sagen. Es gehen seit einigen Wochen sonderbare Dinge um die Mühle vor. Ich sehe fremde Leute, die mir gar nicht angenehm sind; ihre Anwesenheit verkündigt mir schon Böses.“

Eine glühende Röthe bedeckte das Gesicht des Lauffenmüllers, als er diese Worte aus dem Munde seines Weibes hörte. Er liebte sein Weib mit Herzlichkeit und es that ihr jedes Mal in der Seele wehe, wenn er einen Tadel von ihr hinnehmen mußte. Er schwieg deßhalb und konnte kein Wort hervorbringen und vor Verlegenheit rieb er sich an dem verrosteten Gewehrlaufe die Finger wund.

„Du schweigst, Jacob?“ fuhr die Müllerin fort. „Das ist ein schlimmes Zeichen und die halbe Bestätig-

ung meiner Vermuthungen. Sage mir aufrichtig, warum schleicht denn der Zeiselmatz von Lauterach manchmal um unsere Mühle, wenn's Zeit ist zur Dämmerung? Du wirst dich doch mit diesem Manne nicht einlassen? Jacob, sei besorgt um deinen guten Ruf!"

„Mach' mir keine Vorwürfe, Weib!" gab der Lauffenmüller zur Antwort und seine Stimme zitterte. „Kann ich dem Zeiselmatz Weg und Steg verbieten?"

„Nutzlose Ausreden!" rief die Müllerin aus, „der Zeiselmatz hat deine Freundschaft früher nie gesucht, erst seit es unter den Bauern der Gegend rumort, kommt er zu dir und lobt dein Talent für das Kriegshandwerk und ist voll der süßesten Reden. Laß dich nicht ködern! Der Zeiselmatz ist ein vollendeter Spitzbube, sag' ich dir."

„Weib!" sprach der Lauffenmüller kurz, „plage mich nicht lange."

„Dein Ehrgeiz wird eine Falle für deine Redlichkeit, Mann!" sagte die Müllerin bestimmt. „Ich blicke sicher in das ganze Treiben. Was schafft denn der lange Frieder hier? Ist er denn dein Mehlkunde? Auch vor ihm sollst du dich hüten! Was würden die Herren in Zwiefalten sagen, wenn du dich an die Bauern anschließen würdest! Und die Herren meinen es so gut mit dir; sie haben dir ein neues Haus gebaut, wie keines steht in der Gegend, und Scheune und Stallung obendrein. Und wie lieb hat dich Pater Wolf auf dem Schloße Mochenthal?"

„Es ist Nichts an der Sache, liebes Weib!" gab der Müller zur Antwort, „ich weiß mich sauber, auf dem Herzen hab' ich Nichts; wie sollt' ich dir's verhehlen?"

„Pah! pah!" rief die Müllerin aus, „Jacob, mach' mir keinen blauen Nebel vor die Augen! Meinst du, ich könne deine seltsamen Reden, die du seit einigen Wochen im Munde führest, nicht verstehen? So spricht nun der Zeiselmatz, und seine rohen Gesellen sagen es ihm nach — der Zeiselmatz, dem Unrecht lieber ist als Recht, und der Gewalt braucht, um seine Plane durchzusetzen. Laß dich von ihm wegen des Reichensteiners nicht erhitzen. Er wird nachgeben; wenn die Zeit der Entscheidung kommt,

wird es ihm auch angenehm sein, wenn er Freunde hat, auf die er sich verlassen kann."

„Jetzt sei aber ruhig, Veronika!" bat der Lauffenmüller, der von Natur aus ein recht gutes Herz hatte, „wenn's der Wehrmann hört, daß du den ganzen Morgen belferst, was wird er denken? Ich vernehme seine Schritte; er wird gleich kommen."

„Es sei, lieber Mann!" schloß die Müllerin, „aber erwäge meine Worte!"

Da drehte sich die Thüre in den Angeln. Der Fremdling trat in die Stube.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sprach er und langte sich Weihwasser aus dem Krüglein an der Wand, sprengte es in's Antlitz und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuz.

„In Ewigkeit, Amen!" erhielt er treuherzig zur Antwort.

Der Wehrmann schnallte sich seinen Degen um und nach kurzer Frist stand er vollständig gewaffnet in der Stube. Man mußte sich's gestehen, er war ein bildschöner Mann in den kräftigsten Jahren. Sein lebhafter Bart war hübsch gekräuselt und eine üppige Lockenfülle wogte unter der Stahlhaube hervor und rollte über die breiten festen Schultern. Eine liebliche Röthe bedeckte die Wangen, die blühten, wie die Wangen eines Jünglings. Die Müllerin lächelte sanft und der Lauffenmüller blickte mit innerlicher ungeheuchelter Ehrfurcht auf seinen Gast.

„Die Nachtruhe muß Euch köstlich gemundet haben, Herr! „sprach die Müllerin. „Seid lang ruhig geblieben!"

„Ein treffliches Lager!" sagte der Fremdling, „die Ruhe hat mir recht gut gethan."

„Im Schlafe vergißt man des Tages Last und Mühen," versetzte Veronika, „und wenn uns Gott keine Wohlthat geben würde, als das Glück eines süßen Schlafes, so wären wir ihm tausendfachen Dank schuldig."

„In der That," erwiederte der Wehrmann, „des Nachts einen erquickenden Schlaf, des Morgens frische Kräfte, den Tag über eine tüchtige Arbeit, am Abend ein Herz, das Liebe fühlt und Liebe giebt und bei Allem ein gutes Gewissen — was kann sich der Mensch Besseres wünschen?"

„Aber Veronika," fiel jetzt der Müller ein, „hast dem Wehrmann nicht einen schmackhaften Morgenimbiß bereitet? Laß sehen, was deine Küche bieten kann?"

Und die Müllerin verschwand in der Thüre.

„Darf ich fragen, welchen Weg Ihr macht, werther Mann?" sagte der Lauffenmüller. „Geht Ihr das Thal auf oder ab? Ich mache heut' auch einen Gang; vielleicht kann ich Euch begleiten."

„Ich gehe gen Hohengundelfingen," erwiederte der Fremdling, „wenn Ihr, mein vortrefflicher Wirth, diesen Gang macht, so soll's mich freuen."

„Ich bin Euer Begleiter," antwortete der Lauffenmüller. „Ich bin glücklich, wenn ich einige Stunden mit Euch plaudern kann."

Die Müllerin erschien mit dem Morgenmahl. Sie hatte dem Wehrmann einen Reisbrei mit Zucker bereitet.

„Es ist mein Lieblingsgericht," sagte sie treuherzig, als sie das Pfännchen auf den Tisch stellte. „Ich meine, was mir mundet, sollte Allen schmecken."

„Eine Gabe aus liebevollem Herzen mundet immer," versetzte der Gast, „die Liebe ist eine Würze gar wundersamer Art."

Und der Wehrmann faltete die Hände. Nach kurzem Gebet setzte er sich an den Tisch und ließ sich die Speise köstlich schmecken.

Der Gast hatte das Morgenmahl bis auf einen kleinen Rest verzehrt. Sein getreuer Wolfshund hatte eine Schüssel voll Brod und Milch erhalten. Er stand wohlgesättigt vom Tische auf und ergriff die Hand der Müllerin.

„Aber sagt mir doch, liebes Weib," sprach er mit lauter bewegter Stimme, „womit hab' ich Euer Gastfreundschaft also verdient?"

„Es ist nur unsere Schuldigkeit," sagte das Weib, „was sollen wir geizen und hart sein? Können wir unser Gut mit in's Grab nehmen? Gott hat uns keinen Erben geschenkt und deßhalb legt der Lauffenmüller sein Geld bei dem lieben Hergott an."

„Vortrefflich, Weib!" rief der Wehrmann tiefergriffen aus, „welch' edle Gesinnung! O wenn doch alle

Menschen so dächten und handelten! Wir stünden nicht am Vorabend sehr schmerzlicher Ereignisse."

Der Wehrmann wandte sich weg. Eine stille Thräne blitzte in seinem Auge, die er gerne verborgen hätte.

„Ich hab' noch treue Freunde in dem Thale," dachte er und schickte sich an zum Abschied.

„Lebt wohl, gutes Weib!" sprach er bewegt, „Eure Güte hat mir das Herz warm gemacht. Es kommt vielleicht die Zeit, wo ich Euch ersetzen kann, was Ihr einem flüchtigen Wehrmanne Gutes gethan. Ich werde den freundlichen Empfang und die treffliche Herberge in der Lauffenmühle nie vergessen."

Der Wolfshund kam herzu, und als ob das gute Thier gewußt hätte, daß es an's Scheiden komme, leckte es die weiße Hand der Müllerin und dankte, indem es freundlich aufblickte. Der Müllerin wurde der Abschied von dem schönen Wehrmann auch fast schwer.

„Ach, Gott, so groß und schön wie mein Adolph," dachte sie und ein leiser Seufzer erfüllte ihre gute Seele, „daß ihn mir der liebe Gott gelassen hätte!"

„Fertig, Lauffenmüller!" sprach der Wehrmann, als er die Gefühle des Abschiedes überwunden hatte.

„Fertig, Herr!" sagte der Müller kurz und griff nach seinem Knotenstock.

„So folget mir," erwiederte der Wehrmann, und lustig ging es hinaus in's Feld.

Der Hund des Müllers bellte laut; allein der Müller schien es nicht zu bemerken. Veronika eilte in den Hofraum, und ließ das treue Thier los, das nun eilig seinem Herrn nachsprang.

Der Wehrmann hielt einen guten Schritt und der Müller mußte sich Mühe geben, ihm nach zu kommen. Es wollte kein Gespräch entstehen. Gedankenvoll schritt der Wehrmann durch's Thal dahin und betrachtete mit Entzücken die herbstliche Natur: die kahlen Felsen, an welchen sich hin und wieder ein mageres Kraut angesiedelt hatte, die kräftigen Buchen, welche sich über die Steinmassen bogen, der Wald, welcher in seiner bunten Tracht zu trauern begann, und die murmelnden Quellen, welche vom Regen angeschwollen munter über Kiesel und Gerölle durch das grünbewachsene Bett nach dem Thale

eilten. Der Anblick der Gegend schien den Fremdling in ein angenehmes Träumen zu versetzen. Endlich brach der Müller das Stillschweigen.

„Es ist sonderbar," fing er zu reden an, „gestern hat es gestürmt und getobt, als sollte der Welt Ende kommen, und heut' haben wir den angenehmsten Sonnenschein. Die Fußwege sind wieder gangbar und die müden Glieder haben Kräfte zu neuer Arbeit."

„So wird's auch mit der Zukunft gehen," sprach der Wehrmann geheimnißvoll. „Jetzt träumt die Menschheit von einer gar wunderlichen Freiheit, zu welchen der neue Glaube von Wittenberg den Weg bahnen soll. Der gesellschaftliche Bau erbebt in seinen Grundtiefen; ein allgemeiner Aufstand bereitet sich vor. Der Unterthan empört sich wider Gott und Obrigkeit. Eine wilde Empörung wird über unser Schwabenland sich ergießen, ähnlich den entfesselten Fluthen dieses Flusses. Aber die Zeit des Sonnenscheins wird wieder kommen; die Menschen werden wieder nüchtern werden, und das Recht wird wieder an die Stelle der Gewalt treten. Dann wird der Friede diese wunderlieblichen Gauen mit seinen Segnungen erfüllen und ein schöneres Band wird den Unterthanen an seinen Herrn ketten. Wahrheit und Recht können nicht fallen trotz allen Stürmen, welche der Himmel über die Menschenkinder sendet."

„Ihr redet ernst, mein Freund!" versetzte der Müller. „Laßt Euch durch die Zukunft nicht anfechten. Ihr seid ein junges Blut, das keine Ruhe kennt. Was kann Euch Sorge machen? Ihr seid ein tapferer Wehrmann, der findet in unserer Zeit schon sein Auskommen."

„Wie so?" fragte der Wehrmann gleichgültig.

„Ich denke so: wenn's Krieg giebt, so werden Leute von Euerm Schlage gesucht," antwortete der Lauffenmüller. „Wollen Euch die Reichsstädte nicht, so geht Ihr zum schwäbischen Bunde, und will Euch der Bund nicht haben, so schließt Ihr Euch an die Bauern an, welche dem Adel und den Klöstern auf die Haube wollen."

„Ein ehrlicher Wehrmann ficht für keine schlechte Sache," versetzte der Fremdling mit Entschiedenheit. „Er hält seine Waffe hoch in Ehren und duldet nicht, daß

er sie durch einen erniedrigenden Kampf beflecke. So denke ich, und diese Grundsätze hat mir mein seliger Vater in's Herz gelegt und ich werde diese Fahne nie verlassen, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt. Bewahre mich Gott davor, daß ich denke und handle wie ein Schuft!"

Der Lauffenmüller schwieg still; dieser entschiedenen Sprache gegenüber getraute er sich keine Antwort zu geben. Der Wehrmann wurde nachdenklicher. Schon erhoben sich die Thürme von Hohengundelfingen aus dem frischen Waldesgrün hervor und die Zinnen strahlten in dem hellen Morgenlicht. Schon standen sie nicht mehr weit von der festen Burg, die von einem waldigen Bergvorsprung, Niedergundelfingen gegenüber, freundlich herab in's Thal blickte. Hohengundelfingen war die größte Burg des Lauterthales und von allen Seiten wohlbefestigt, mit Schanzen und Gräben umgeben. Der Gipfel, auf welchem das Schloß stand, bildete auf zwei Seiten hin ein Kreuz von steilen Felsen, und nach allen Richtungen erhoben sich spitzige Steinzacken, welche von den Erbauern der Burg geschickt benutzt wurden, um den Mauern mehr Festigkeit und Stärke zu geben.

Als der Wehrmann die Zinnen der Burg im frischen Morgenlichte so herrlich in das Thal herableuchten sah, da überkam ihn eine hohe Freude und sein Herz jubelte auf. Alle Sorgen waren vergessen.

„Als ich noch ein Knabe war," fing er an zu reden, „hab' ich mich oft in diesem Thale gefreut. Da kam ich herab von dem Schlosse und suchte Blumen auf den Wiesen; ich hatte diese liebliche Kinder des Frühlings liebgewonnen, und wenn ich auf die Burg kam, warf ich sie — — — o Gott, ich werde an das Andenken der besten aller Mütter gemahnt! Sie ruht schon lange im kühlen Schooß der Erde und ihr Geist umschwebt mich bei Tag und Nacht — das hab' ich auf meinen Irrfahrten durch's Leben oft erfahren. Und der Vater? — — — Auch er war gut; er ward oft verkannt. Mögen seine Gebeine ruhig in der Gruft vermodern! Ich glaube, ich habe ihn verstanden."

Der Lauffenmüller blieb plötzlich stehen; er schaute

mit Rührung und Verwunderung auf den Wehrmann. Es gingen ihm seltsame Gedanken durch den Kopf.

„Was höre ich?“ rief er freudig aus, „was sind das für Worte? Ihr seid doch nicht der Herr von Hohengundelfingen?“

„Ich bin Hans von Hohengundelfingen, und ich komme gerade zur rechten Zeit, um das Erbe meiner Väter gegen raubgierige Empörer zu vertheidigen,“ sprach der Wehrmann mit tiefer Stimme. „Da ich als Knabe wegzog, um mich im Dienste der Waffen zu üben, da ich als Jüngling fast aller Herren Länder durchstreifte, dacht' ich nicht, daß ich so einkehren würde in die Burg meiner Ahnen.“

„O seid mir tausend Mal gegrüßt,“ rief der Müller aus. „Und haben Euch meine Worte gekränkt, so bitt' ich sehr um Vergebung.“

„Beruhigt Euch!“ sprach der Edle von Hohengundelfingen, „Ihr seid ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.“

„O wenn das meine Veronika gewußt hätte,“ sagte der Müller wieder, „wie würde sie sich freuen!“

„Richtet einen freundlichen Gruß aus vom Ritter Hans Schwigger von Hohengundelfingen,“ versetzte der Ritter, „ich werde sie bald wieder sehen.“

Schweigend schritt der Lauffenmüller neben dem edlen Ritter her. Sie standen an dem Wege, welcher auf die Burg führt.

„Wir müssen uns trennen,“ sprach Ritter Hans von Gundelfingen, „mein Weg führt mich auf die Burg. Haltet Euch wacker, Lauffenmüller, die Zeit wird ernst, und saget den Abenteurern, welche Euer Haus umschwärmen und Euern Arm gewinnen wollen, daß Ihr fest und unerschütterlich zum Rechte haltet und daß Hans Schwigger auf seiner Feste sitzt, um jede Gewaltthat zu rächen.“

„Ich will mir Euere Worte merken,“ sagte der Lauffenmüller und ging nachdenklich von Dannen.

Sechstes Kapitel.

Die Rettung.

Der Geigerjörgle lag mehrere Stunden auf dem Boden, der von dem Blute, das ihm aus vielen Wunden quoll, ganz geröthet worden war. Er fühlte nach seinem Kopfe, dann besah er seine blutenden Hände und nun suchte er die Spuren des Blutes im feuchten Waldgras zu vertilgen. Er sah blaß und entstellt aus. Seine Muskeln zuckten manchmal krankhaft und eine Leichenblässe bedeckte sein ohnehin sehr runzeliges Angesicht.

„Guter Gott," rief er mit zitternder Stimme aus, „was ist das für ein Mensch, dieser Zeiselmatz! Doch ich lebe noch — — — und Gott sei Dank, ich kann noch zu den Herren gehen und den Bösewicht verklagen."

Er wollte sich erheben; aber er wankte und fiel in das dichte Gras nieder. Er war durch den großen Blutverlust matt und schwach geworden. Er gab sich noch einmal Mühe auf die Beine zu kommen; allein so oft er sich auch anstrengte, so gelang es ihm nicht. Er ließ den Blick umherschweifen und sah nach den Aermlichkeiten, die er bei sich trug. Er sah Alles zerstreut auf dem Boden liegen und den wohlthätigen Schnappsack weit unten am Fuße des Berges.

„Gott," seufzte er und fast wäre ihm eine Thräne in's Auge gekommen, „ich bin doch recht elend und pflichtvergessen! Was werden die Herren in Zwiefalten sagen, wenn sie mein Schicksal erfahren! Doch, es wäre Alles wohl zu tragen, wenn ich nur nicht um die Botschaft der Edlen im Thale gekommen wäre. Allein Alles ist hin und zerrissen, und die werthvollsten Papiere hat der Schurke mitgenommen."

Und der Geigerjörgle, der in seiner Seele ein herzguter Mensch war und gar Nichts an sich hatte, was einem abgefeimten Schufte ähnlich sah, warf sich wieder in's Gras und weinte bitterlich. Er vergrub sein Gesicht in die Hände und ließ sein Haupt zur Erde sinken. In dieser verzweiflungsvollen Lage verharrte er lange und konnte sich nicht trösten. Da hörte er plötzlich in seiner Nähe

ein lautes Geräusch; es war ihm, als ob ein Hochwild durch das Gebüsch sich gewaltsam Bahn breche. Und so war es auch; ein gewaltiger Hirsch schied mit langem zackigem Geweih die herabhängenden Aeste auseinander und rannte, von einem großen Jagdhunde verfolgt, in mächtigen Sätzen durch den Forst.

„Gott sei Dank," sprach der arme Geiger, „es kommt Hilfe. Ich will rufen."

Und der arme Geiger rief aus Leibeskräften um Hülfe.

Nicht lange darnach trat ein Jägerbursche des Edlen von der Schülzburg aus einem reichen Blätterdickicht. Dieser sah den Unglücklichen auf der Erde liegen und fühlte ein inniges Mitleid. Er nahete sich eiligst und schaute mit Verwunderung auf den Elenden.

„Kreuz alle Welt!" rief der Jägerbursche aus, „was ist dir begegnet, alter Jörgle!"

„O Gott," sagte der Geiger, „das hat der Zeiselmatz von Lauterach gethan. Er hat mich so zugerichtet. Ich habe nicht mehr gehofft, mit dem Leben davon zu kommen, und ein Glied werde ich ohnehin verlieren: den Arm da — — — dann ist's mit dem Geigen aus, und ich bin erst ein recht unglücklicher Tropf. Daß Gott erbarme!"

„Wenn deine Lage nicht gar so mißlich wäre, Jörgle," versetzte der Jägerbursche, „so müßte ich herzlich lachen. Du bist sonst so heiter und heute siehst du d'rein, wie ein regnerischer Novembertag. Erheb' dich, Alter! Wenn auch der Arm von dem morschen Leib in die Grube fährt, was soll's dich kümmern? Man wird dich nicht verhungern lassen."

„Du hast gut reden, Bursche!" jammerte der Geigerjörgle, „du weißt nicht, wie schmerzlich es ist, wenn ein alter guter Kauz durchgebläuet wird vom Kopfe bis zu den Füßen. Da sieh her, Junge, und laß dein Spotten bleiben!"

„O Himmel und alle Welt," rief der Jägerbursche aus, „da sieht's schlimm aus. Wie ein angeschossenes Wild bist du bis zum Tode getroffen."

„Zum Sterben ist noch morgen Zeit," sagte der Jörgle traurig, „doch bring' mich weg. Wo sind wir?"

„Wir sind beinahe der Lauffenmühle gegenüber, Alter!" versetzte der Jägerbursche, „dorthin kann ich dich bringen; der Weg auf die Schülzburg ist dir zu anstrengend. In deiner verzweifelten Lage kannst du keinen Berg besteigen. Die Müllerin ist zudem ein sehr gutes Weib; sie wird die Stelle des barmherzigen Samaritans an dir vertreten."

„Führe mich dorthin," gab der Jörgle zur Antwort, „ich will dir gerne folgen; aber lange mir meine Krücken her! Dort am Baume liegen sie und den Zwerchsack dort unten darf ich auch nicht vergessen; ich könnte zu keinem zweiten mehr kommen."

Der Jägerbursche nahm die Habseligkeiten des Geigers zusammen und hob den Alten auf vom Boden. Jörgle mußte sich auf seinen Begleiter stützen; er wäre sonst unfehlbar niedergestürzt. Nur langsam und mit Mühe konnte er den Berg hinab kommen. Als die Beiden im Thale angelangt waren, sahen sie die Lauffenmühle am andern Ufer der Lauter liegen. Die Wasser waren zurückgetreten und hatten sich bereits verlaufen. An den Krücken sich festhaltend, konnte der alte Mann den Weg zur Mühle selbst zurücklegen. Der Jägerbursche verschwand bald darauf im Gebüsche.

Als er nun so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte sein Vorreiter sein können, der Mühle zuschritt, da sah er, wie der Zeiselmatz gerade über die Wiesen unterhalb der Mühle lief.

„Wart' nur, Schurke!" rief er laut, daß es der Zeiselmatz hören konnte, „todt bin ich nicht und dein Streich soll dir schlecht bekommen."

„Alter Strauchdieb!" erscholl es herauf vom Thale, „und doch zerbrech' ich dir die Knochen im Leibe."

Und der Zeiselmatz zog sich in das nahe Gebüsch zurück.

Als der Mahlknecht den krüppelhaften Geiger mühsam daher wanken sah, empfand er das innigste Mitleid und kam ihm zu Hilfe.

„Gott, wie siehst du aus, Jörgle!" rief er aus, und das Gesinde, das zahlreich im Hofe versammelt war, schaarte sich um den alten Mann, dessen Gesicht mit Blut überronnen und bedeckt war.

Da trat die Müllerin herzu und Jörgle mußte erzählen, was ihm begegnet sei. Alle erfüllte ein lebhafter Zorn und sie verwünschten den Zeiselmatz und seine Sippschaft. Der Unglückliche wurde gereinigt und mit Erfrischungen erfreut. Die Müllerin nahm sich seiner liebevoll an.

„Jörgle," sagte sie einmal, „nehmt Euch in Acht; Ihr brecht schon einmal das Genick. Ihr habt Feinde!"

„Ich will's thun," gab Jörgle zur Antwort. „Ihr meint's gut mit mir, Müllerin!"

„Der Zeiselmatz von Lauterach ist ein verwegener Mensch," versetzte das Weib zutraulich. „Er ist zu Allem fähig."

„Gebt auch Eurem Jakob diese Lehren, gutes Weib!" antwortete Jörgle und wischte sich eine Thräne aus den Augen, die ihm über die Wangen rollen wollte, „der Zeiselmatz schleicht wie eine tückische Schlange um Euer Haus und will Euren Mann ködern. Warnt ihn, ich bitte Euch! Der Umgang mit diesem Menschen ist sein Untergang. Er will den Müller recht hinter den Reichensteiner hetzen. Seid auf Eurer Hut, liebes Weib!"

„Ich will sorgen, daß Jacob den Kopf nicht verliert," gab die Müllerin zur Antwort. „Ich danke für Euern Rath!"

Als der Abend herannahete, konnte der Geigerjörgle die Mühle verlassen, so sehr hatte er sich erholt.

Siebentes Kapitel.

Ein feiner Plan.

Der Lauffenmüller trat in das Wirthshaus in Lauterach. Als er in der Wirthsstube ankam, ließ er sich an einem Tische nieder, an dem kein Gast saß. Der größte Tisch war bereits von einer lustigen Gesellschaft ziemlich zahlreich besetzt, welche lärmte und spielte und dabei den Becher im Kreise herum gehen ließ. Der Zeiselmatz war in der Mitte der Zecher, welche ein ziemlich

verdächtiges Aussehen hatten. Die Gesellschaft schien aus Abenteurern zu bestehen; denn auch der lange Frieder von Aufhausen war darunter, und dieser gehört nach des Lauffenmüllers Ansicht durchaus nicht zu jenen Männern, welche gerne zu Hause blieben. Ein Jüngling sang lustige Liedlein zum Zeitvertreib und andere Bursche fielen rauschend und schreiend ein.

„Hört, was ist das für eine Weise?“ rief der Jüngling laut aus und sang: „wir können von Pfaffen und Junkern nicht genesen! Gefällt euch das Lied?“

Es war Georg, welcher viele Spottliedlein auf den Adel und die Klöster sang, und welche von der bunten Gesellschaft wohlgefällig aufgenommen wurden. Der Lauffenmüller hörte eine Zeit lang zu. Da drehte sich der Zeiselmatz von Lauterach um, und kaum hatte er den Müller erblickt, so stand er schnell auf von seinem Stuhle und trat herzu.

„Ah, guten Tag, Lauffenmüller!“ sagte er zutraulich, „Ihr seid hier? Das freut mich, Euch in unserer Gesellschaft zu sehen, aber warum sitzt Ihr so allein? So ein Mann, wie Ihr seid, darf nicht allein an einem Tische sitzen. Auf die Seite, ihr Bursche, und macht dem Lauffenmüller Platz!“

Es erhoben sich zwei Bursche und der Lauffenmüller setzte sich an den Tisch neben den Zeiselmatz, dem langen Frieder gegenüber. Er sah bald ein, daß der Wein die Köpfe der jungen Leute sehr erhitzt hatte. Sie machten allerhand schlechte Witze, so daß der Lauffenmüller, der sonst auch kein Grillenfänger war, herzlich lachen mußte.

„Wie gefällt Euch die Gesellschaft, Lauffenmüller?“ fragte der lange Frieder. „Was der Zeiselmatz anfängt, daß muß gelingen.“

„Ich danke, Frieder!“ versetzte der Zeiselmatz und blickte mit boshaftem Auge nach dem würdigen Genossen.

Georg sang ein Lied und die Gesellschaft stimmte ein. Der Lauffenmüller aber wurde plötzlich nachdenkend.

„Es lebe der Bundschuh!“ rief Georg aus und leerte sein Glas.

„Und der arme Konrad!“ versetzte der lange Frieder und that ein Gleiches.

„Nieder mit dem Adel und den Klöstern!“ schrieen Viele.

Dem Lauffenmüller wurde es doch bange um's Herz. Das bemerkte der Zeiselmatz bald und er suchte den Müller zu beruhigen.

„Es sind ehrliche Leute,“ sprach er, „nur ein wenig lustig!“ So geht's, wenn man jung ist. Bin auch einmal so gewesen, und beim Lauffenmüller wird's auch nicht immer geradeaus und eben gegangen sein.“

Der Lauffenmüller wollte gehen.

„Ich hab' noch Geschäfte in dem nächsten Dorfe,“ sagte er und griff nach seinem Knotenstock.

„Ich werde Euch begleiten,“ versetzte der Zeiselmatz, „ich gehe auch durch's Thal.“

Der Zeiselmatz nahm also Abschied von der Gesellschaft und winkte mit bedeutendem Auge dem langen Frieder; dem lustigen Georg aber drückte er die Hand; dieser junge Mensch hatte — der Zeiselmatz konnte es sich selbst nicht erklären! — plötzlich sein ganzes Vertrauen gewonnen.

„Unterhaltet euch gut,“ rief der Zeiselmatz noch zurück.

Bald war er verschwunden und wanderte mit dem Lauffenmüller durch das Thal. Sie sprachen über ganz gleichgültige Dinge; endlich aber ergriff der Zeiselmatz den Müller am Aermel und blickte ihn mit scharfen Augen an.

„Lauffenmüller,“ sagte er mit Entschlossenheit, „habt Ihr schon von den Fortschritten des armen Konrad gehört? Es schwört bereits Alles zum Bundschuh. Das wird mir eine saubere Geschichte abgeben. Will doch sehen, wie die Sache endigt!“

„Schlimm, recht schlimm, Zeiselmatz!“ gab der Lauffenmüller zur Antwort. „Der Adel wird nicht nachgeben, und was die Klöster thun, das wissen wir nicht. Wenn die Klöster ohne den Adel unterhandeln, so ist der Adel verloren.“

„Ganz meine Meinung!“ versetzte der Zeiselmatz, „Lauffenmüller, Ihr seid ein wackerer Mann! Auch im

Lauterthal greift der Bundschuh um sich. Ihr solltet wissen, wie die Leute denken! Ich kann nicht genug wehren. Es ist bereits Alles unterwühlt; ich weiß in der That nicht, woher es kommt."

„Zeiselmatz, Zeiselmatz!" erwiederte der Lauffenmüller, „wollet Euch nicht sauber waschen! Man munkelt im Stillen allerlei; es ist Euch nur halb zu trauen."

Und der Müller lachte; der Zeiselmatz aber that, als ob er diese Worte nicht gehört hätte und sagte noch Vieles über die Bewegung und Aufregung unter den Bauern.

„Auf den Reichensteiner haben sie's besonders abgesehen," sprach er, „der ist ein Bauernschinder, wie's keinen mehr giebt. Er macht's allen Leuten gleich. Was hat er denn mit Euch, Lauffenmüller?"

„Seid ruhig, Zeiselmatz!" versetzte der Müller, „ich gerathe jedes Mal in den heftigsten Zorn, daß mir das Gesicht so roth wird wie ein Hahnenkamm, wenn ich an die verwünschte Sache denke. Will mir da der übermüthige Reichensteiner die besten Grundstücke nehmen!"

„Und Ihr duldet das?" rief der Zeiselmatz aus und schlug sich vor die Stirne. „Der Reichensteiner sollte mir so kommen! Ich ließe alle Bauern im Lauterthal auf sein Raubnest los, damit kein Stein auf dem andern bliebe!"

Der Lauffenmüller erwiederte kein Wort. Der Zeiselmatz aber schwatzte in einem Zuge fort und schimpfte weidlich auf den Adel und die Klöster, kam aber immer auf den Handel des Lauffenmüllers mit dem Herrn von Reichenstein zurück und setzte das Herz des Müllers jedes Mal mehr in Flammen. Dabei unterließ er nicht, das Kriegstalent des Müllers in hochtrabenden Worten anzupreisen.

„Mordelement," rief der Zeiselmatz wüthend aus, „wenn ich Lauffenmüller wäre, so könnt' mir der Handel gestohlen werden. Ich hielt zu den Bauern und der Reichensteiner käme nicht mit heiler Haut davon. Dafür bin ich gut!"

„Zeiselmatz, Ihr versteht's aus dem Fundament," versetzte der Müller, „hätt' gute Lust, Eurem Rath zu folgen, dann hätt' die Komödie doch einmal ein Ende."

„Gelegenheit ist Euch gegeben,“ sagte der Zeiselmatz, „und wenn Ihr Euch uns nur halbweg anschließt, so wird der Reichensteiner auf andere Gedanken kommen. Einen Mann, der unter Georg von Frondsberg mit Glück und Ehren gekämpft hat, den wirft man nicht so auf die Seite.“

Dieses Wort that seine Wirkung. Nach einigen Verständigungen sagte der Lauffenmüller der Bauernbewegung im Lauterthale seine Unterstützung zu und der Zeiselmatz jauchzte laut auf. Er hatte die schwache Seite des redlichen Müllers benützt, und er erreichte seinen Zweck.

„Jetzt wird der Aufruhr der Bauern im Thale erst recht gedeihen,“ sagte er dem Lauffenmüller geheimnißvoll in's Ohr, „wenn die Bauern wissen, daß Ihr sie anführt, so laufen sie blindlings in's Feuer.“

Und der Zeiselmatz nahm Abschied vom Lauffenmüller und schlug einen Nebenweg ein. Er rieb sich vergnügt die Hände.

„Und doch ist ihm nicht ganz zu trauen,“ sprach er nach einer Weile, „der Tölpel ist zu ehrlich. Mit ehrlichen Leuten kommt man heutzutage nicht an's Ziel. Verfluchte Geschichte!“

Bald war der Zeiselmatz im Walde verschwunden. Nach einer Stunde kam er wieder bei der Gesellschaft im Wirthshause zu Lauterach an. Seine Freunde empfingen ihn mit offenen Armen.

Achtes Kapitel.

Nach der Heimkehr.

Auf dem Tische stand ein Lichtlein, das einen spärlichen Schein in der Stube des Lauffenmüllers verbreitete. Man sah auf dem Tische einen einfachen Topf und ein kleines Schüsselchen. Der Lauffenmüller schob beide auf die Seite und wischte sich mit einem weißen Tischtuch den Mund ab. Dann warf er sich in seinen

Sessel und nahm ein dickes Buch zur Hand, um den Abendsegen zu beten.

„Es ist doch etwas Prächtiges," begann er, während er nach dem Buche im Schranke griff, „um ein gutes Abendessen nach des Tages Last und Mühen, und wenn man ein gutes Gewissen hat, nun so sollte man meinen, man möchte mit keinem Edelherrn tauschen. Und dazu noch sein Auskommen, wie es einem redlichen Christenmenschen geziemt, und ein braves Weib im Haus; was kann es auf der Welt besseres geben?"

Und der Müller legte das Buch auf den Tisch und versank in ein tiefes Nachdenken. Man merkte wohl, daß ihn ein Gedanke besonders beschäftige. Er rückte unruhig auf seinem Sitze hin und her und fuhr manchmal mit dem aufgehobenen Zeigefinger nach der Stirne.

„Verzweifelter Gedanke!" sagte er still vor sich hin, „sollte der Zeiselmatz Recht haben? Ist er ein Schurke oder ein redlicher Mann? Ist ihm zu trauen? Ich kenne ihn sonst gut; aber er sieht, wenn ich ihn genau beobachte, einem Schufte ähnlicher als einem ehrlichen Manne."

Der Lauffenmüller schwieg wieder. Er schlug das Buch zu, nahm es und legte es in den Schrank.

„Der Tausend!" sprach er, „und seine Gesellschaft? Der lange Frieder von Aufhausen ist ein Abenteurer von Jugend auf und der Gelbschnabel, den sie Georg nennen, wer weiß, was der ist oder war? Von der andern Sippschaft will ich schweigen. Trägt nicht Mancher ein leibhaftiges Kainszeichen auf der Stirn? Da gilt es Vorsicht!"

Da trat die Müllerin herein. Sie setzte sich an den Tisch und weil es noch nicht spät war, so nahm sie ihr Strickzeug zur Hand und emsig gleiteten die Finger durch einander, daß es eine Lust war zuzuschauen. Dem Müller schien's so zu gehen; denn trotz seiner ernsten Stimmung schien er zu lächeln, wenn Veronika ihn anschaute.

„Du schaust heute ernst in das Leben hinein, Mann!" begann das Weib zu reden. „Hat dich der Wehrmann so nachdenklich gemacht? Hast Nichts aus ihm herausgebracht?"

„O ich hätt' es bald vergessen," rief der Müller aus „er läßt dich grüßen, Veronika!"

„Wer ist er wohl?" fragte die Müllerin neugierig, „konntest du Nichts von ihm erfahren?"

„Rathe einmal, Weib!" gab der Lauffenmüller zur Antwort. „Aber das kannst du nicht errathen. Ein vornehmer Herr ist er; so vornehm ist er, ich hätt's beim Himmel nicht geglaubt. Das hätt' ich früher wissen sollen, so wäre mir der Vogel nicht so wohlfeil ausgeflogen."

„Was sagst du?" rief Veronika aus und ließ das Strickzeug fallen, „du willst mich hänseln, Mann! Sag' es frisch heraus, wenn ich's nicht errathen kann."

„Dein schmucker Wehrmann ist der Ritter von Hohengundelfingen," versetzte der Lauffenmüller, „Hans Schwigger ist er benannt und er hat gesagt, er werde die Lauffenmühle noch näher kennen lernen."

„Hat er gesagt?" fragte die Müllerin treuherzig und lächelte, „o, das ist eine Freude!"

„Ja, so seid ihr Weiber," fiel der Müller scherzend ein, „lächelt nur Einer vom Adel mit euch, so seid ihr gleich von Sinnen und schaut Unsereinen nicht mehr an und bekommt Grillen in den Kopf."

„Mann!" sagte die Müllerin ernst, „was soll dieser Scherz? Deine Veronika ist — — —"

„Nur nicht schon wieder oben hinaus," sprach der Müller zutraulich. „Mag's denn heut' kein Späßchen leiden?"

„Nicht am besten, Müller!" entgegnete das Weib, während das Gesicht einen ernsteren Ausdruck annahm. „Du bekommst heut' noch eine Predigt."

Der Müller, der seinem Weibe herzlich zugethan war und Veronika aufrichtig liebte, verzog das Gesicht und blickte betroffen umher.

„Wenn der Wehrmann der Edle von Hohengundelfingen gewesen ist," begann nach einem kurzen Stillschweigen die Müllerin, „was wird er wohl von deinen Reden denken, die du hast fallen lassen? Wird er nicht glauben, du seiest Einer von denen, die dem Adel und den die Pfaffen gram sind? Was hilft denn das leidige Schimpfiren und Lärmen? Wird's deßhalb besser? Wa-

rum willst du dich in einen üblen Geruch bringen? Mann, bedenke, was ich dir sage!"

Der Lauffenmüller konnte kein Wort erwiedern.

„Du weißt keine Antwort?" fragte die Müllerin, „Du hast sonst die Zunge am rechten Fleck. Mahnt dich etwa das Gewissen?"

„Weib!" sprach der Lauffenmüller, „verkenne mich nicht! Was ich sagte, ist nicht halb so bös gemeint."

„Das können aber andere Leute nicht wissen," fiel die Müllerin ein, „sie nehmen deßhalb das Wort, wie es fällt. Nimm dich in Acht, Jacob!"

Die Müllerin schwieg. Der Lauffenmüller ließ den Kopf auf die Hand hernieder sinken und schaute nachdenklich darein. Veronika aber strickte emsig fort und betrachtete ihren Mann mit zärtlichem Blicke.

„Es streichen Sturmvögel um die Lauffenmühle," sagte die Müllerin ernst und mit Nachdruck, „die Unglück verkünden. Ich sehe Männer um unser Haus schleichen, die eine schlimme Absicht mit dir haben. Nimm dich zusammen, Jacob! Man will dich ködern; laß dich nicht verlocken!"

„Was sagst du, Weib!" sprach der Lauffenmüller schnell und gab sich den Schein, die Rede der Müllerin nicht deuten zu können. „Was soll das sein?"

„O Jacob!" sagte Veronika mit Wehmuth, „du willst mich täuschen — das erste Mal in deinem Leben? Du willst nicht offen sein? Meinst du, ich habe den Zeiselmatz nicht bemerkt? Warum ist er so oft in unserer Nähe? Ich sage dir, hüte dich vor diesem Menschen. Wo er sich sehen läßt, da kann nichts Gutes gedeihen. Er ist ein abgefeimter Schurke. Gott, verzeihe mir dieses Wort! Und der lange Frieder? Daß Gott erbarm'! Hat dieser Mensch in seinem Leben auch nur einmal eine Hand zur Arbeit gerührt? Und wer sind denn Jene, welche sich an diese Leute anschließen? Arbeitsscheue Menschen, Abenteurer und Landstreicher, die das arme Volk mit Gewalt zum Aufruhr verleiten wollen. Du wärest ihnen gerade recht; sie wollen nicht deinen Kopf, sondern nur deinen Arm. Du solltest für sie d'reinschlagen. Wie kann aber bei diesem gewaltigen Verfahren dein Wahlspruch: Recht und Gerechtigkeit, den

du immer und mit Recht auf den Lippen hast, zur Wahrheit werden? Ich bin nur ein einfältiges Weib; aber das sehe ich ein, daß uns der Zeiselmatz und seine Kameraden ein großes Glück nicht bringen können. Hast du mich verstanden, Mann?"

Und mit diesen Worten erhob sich die Müllerin und lief nach dem Hintergrund der Stube, um einen neuen Heerdspan zu holen.

„Du schweigst, Mann," sprach sie, als der Span zu flackern begann, „das ist mir ein Beweis, daß es bei dir nicht sauber ist um den Herzfleck."

Der Lauffenmüller entgegnete kein Wort. Er stand auf und schickte sich an, das wohlbestellte Nachtlager zu suchen.

„Es ist schon spät," sagte er nicht ohne Verlegenheit, „und ich bin müde."

„Sorge nur dafür, daß es zum Nachdenken nicht zu spät wird," erhielt er zur Antwort.

Er warf sich nieder auf die Kniee und sprach den Abendsegen.

„Du bist eine ehrliche und offene Seele, Veronika!" sagte er und schloß sein Weib in seine Arme, „du hast es alle Zeit gut mit mir gemeint. Ich will deine Worte nicht vergessen und will ernsthaft darüber nachdenken."

„Und darnach handeln," sprach die Müllerin mit sanfter Stimme, „dann wird's recht werden."

„Gott möge es geben!" erwiederte der Lauffenmüller und verließ die Stube.

„Die Taugenichtse!" sagte das Weib, als der Müller die Stube geschlossen hatte, „sie sind überall wie das böse Geld; meinen Jacob sollen sie aber ungeschoren lassen, oder ich selbst komme ihm auf die Haube."

Neuntes Kapitel.

Wiedersehen.

Die Sonne stand bereits im Mittag. Ihre Strahlen fielen nieder auf das Schloß Mochenthal, schon im eilften Jahrhundert der Sitz eines edlen Grafengeschlechts.

Die Zinnen des Schlosses leuchteten weithin durch das Lauterthal und auf der höchsten Thurmspitze flaggte eine bunte Fahne auf starkem Kiele. Das Schloß gehörte aber jetzt dem Kloster Zwiefalten und wurde stets von einem Probste des Klosters bewohnt. Das Schloß war ein stattliches Gebäude und für die ländliche Ruhe und Zurückgezogenheit nach sturmbewegtem Leben ganz geschaffen. Von den Fenstern aus sah man herab auf die wallenden Wogen der Lauter und gern verweilte der Blick auf dem saftigen Grün, welches die nahen Berge der schwäbischen Alp einfaßt. Das Auge hatte Etwas zu beschauen und das Herz schwoll wohl Manchem beim Anblick der prachtvollen Landschaft.

An diesem Mittag saß der alte ehrwürdige Probst Wolf, aus dem reichen Geschlechte der Reichensteiner gebürtig, an seinem Arbeitstische und hatte die heilige Schrift, sein Lieblingsbuch, vor sich aufgeschlagen. Sein Haupt war kahl und nur ein weißer leichter Streifen von hellen Silberlocken zog sich um seine Stirne und Schläfe. Aus seinem frommen Blicke sprachen Demuth und eine Anspruchslosigkeit, die man selten fand. Seine Wangen waren blaß und eingefallen; alle seine Züge waren indessen scharf ausgeprägt und man konnte unschwer entdecken, daß eine starke Kraft ehemals in der Jugend in diesem hochgewachsenen Körper gelebt und gewirkt haben müsse. In seinen kräftigen Mannesjahren hatte sich Probst Wolf in hohen Staatsämtern bewegt und im Kriegsdienste sich als Held ausgezeichnet; jetzt hatte er dies Handwerk mit dem Psalter und den Soldatenrock mit dem Kleide des bescheidenen Mönches vertauscht, um in Ruhe und Abgeschiedenheit sein Leben zu beschließen und Gott ungestört zu dienen.

Der ehrwürdige Greis war in tiefes Nachdenken versunken, als plötzlich an der Thüre angeklopft wurde und ein Diener hereintrat.

„Was giebt's, Fridolin?" fragte der Greis mit leiser Stimme.

„Ein Ritter, vollständig gewappnet, harrt an der Zugbrücke und begehrt Einlaß," erhielt er zur Antwort. „Er kennt Euer Hochwürden gut und läßt seinen Freund und Lehrer grüßen."

„Sollte es Hans von Hohengundelfingen sein?“ sprach der Greis und seine Züge wurden lebhafter. „Ich weiß, daß er kommen wird, und daß er dann nicht säumt, bei mir Einkehr zu nehmen“

„Er ist es,“ gab der Diener zur Antwort.

“So laß die Zugbrücke rumpeln,“ erwiederte der Greis lebhaft, „damit ich ihm entgegeneilen kann. Gott, welche Nachrichten wird er bringen! Was kann und darf ich ihm von Agnes sagen?“

Und der Greis legte das Buch auf die Seite und schritt langsam durch die feuchten Gänge des Schlosses, daß es in dem zitternden Raume seltsam wiederhallte. Er stand unter dem Thore. Die Zugbrücke fiel und ward wieder aufgezogen, und es eilte ein junger Krieger mit männlich ausgeprägten Zügen über den Weg, welcher zwischen den Ringmauern und dem Schlosse lag. Als er den alten Lehrer und Freund erblickte, schlug er das Visir zurück, daß man ihn unschwer erkennen konnte.

„Ah, Hans Schwigger! sei mir tausend Mal willkommen!“ rief der Greis aus. „Du bist zu einem stattlichen Manne herangewachsen. Willkommen!“

„Gott grüß' Euch herzlich,“ sprach der Ritter, sprang vom Pferde, fiel seinem ehrwürdigen Freund um den Hals und küßte ihn mit ungeheuchelter Herzlichkeit. „Wie geht es Euch?“

„Gut, mein Freund!“ sagte der Greis mit scherzendem Tone, „ich habe den Frieden meiner Seele und die Ruhe meines Herzens in den stillen Klostermauern gefunden, nachdem ich sie in dem Getümmel der Welt vergeblich gesucht.“

„O könnten das alle Menschen von sich rühmen!“ erwiederte Hans Schwigger und sah mit sanftem Blicke auf den Greis, der wie ein zweiter Vater vor ihm stand.

„Ja, schau mich an!“ sagte der Greis mit Lächeln, „meine Wangen sind zwar mager und meine Knochen werden nachgerade mürbe; aber hier ist's ruhig und Seligkeit erfüllt meine Brust.“

Und der Greis nahm den Ritter am Arme und führte den geliebten Gast in das Schloß.

„Fridolin,“ rief er noch zurück, „halte die Mähre des Ritters gut.“

Hans Schwigger war mit dem ehrwürdigen Pater Wolf in dem Gemache angekommen, wo Freunde sich zu versammeln pflegten. Er legte seine Waffen ab und machte sich's bequem. Dann setzte er sich dem alten Vater gegenüber und bald war ein Gespräch im Gange. Hans Schwigger mußte nun erzählen, wie er seine Jünglingsjahre zugebracht habe, und als er berichtete, daß er auf der Insel Rhodus mit den Johannitern gegen die Türken gekämpft habe, da lachte der Greis aus vollem Halse und er wäre seinem jungen Freunde bald vor Freude um den Hals gefallen.

„Ich konnte nichts Anderes erwarten," rief er aus, „du bist stets ein gelehriger Schüler gewesen und ich habe stets meine Freude an dir gehabt, als ich mich selbst noch in der Rennbahn herumbalgte, daß die Knappen die Haare lassen mußten. Nur zu auf die Türken! Das ist ja prächtig. Hab' wohl gehört, du durchstreifest aller Herren Länder nach Rechts und Links; aber bei den Türken hätt' ich dich nimmer gesucht."

„Man kann nicht sagen, wohin das Schicksal Einen wirft," sprach Hans Schwigger. „Mit mir hat es jedenfalls ein sehr launiges Spiel getrieben. Von frühester Jugend an elternlos, war ich fast auf eine abenteuerliche Laufbahn hingewiesen, und wenn Ihr nicht an mich gedacht hättet, was wäre aus mir geworden?"

„Es war meine Pflicht," versetzte der Greis ernsthaft, „deine sterbenden Eltern haben dich mir auf das Gewissen gebunden. Wolf, sagte dein Vater, als ihm das Auge brach, verlaß' mein Kind nicht; es kommen herbe Zeiten — ich sehe sie im Geiste voraus; ich verpflichte deine Seele für meinen Sohn, der den Glanz meines Hauses erhalten und fortpflanzen wird. Und deine Mutter?! — Ach, ihr ganzes Herz schwamm in Thränen dahin, als sie sterbend auf dem Bette lag und leicht wie ein Engel ihr zartes Leben aushauchte. Sie ergriff meine Hand! — ach, zum letzten Mal! — und ihr Auge brach. Der leise Druck ihrer kalten Hand sagte mir mehr, als sie mir im Leben als Wittwe gestand. Und um Deinetwillen, junger Freund, hab' ich den Freuden der Familie entsagt und bin in der Welt geblieben, bis du groß warest und ein Mann. Deßhalb

ergreif' dein Glas; wir wollen deine Gesundheit und deine tapfern Thaten in der Stunde glücklichen Wiedersehens leben lassen."

Und der Ritter, der sich Mühe geben mußte, seine Gefühle zu verbergen, ergriff den Becher, stieß an und leerte den köstlichen Saft der Reben bis zur Neige.

„Hast einen guten Zug, Hans Schwigger!" scherzte der Greis wieder, nachdem der tiefe Ernst, der sich seiner wider Willen bemächtigt hatte, bekämpft war, „nun in der Welt draußen lernt man Allerlei: Gutes und Schlimmes, Leid und Freude, Essen und Trinken."

„Aber auch Treue und Ehrlichkeit, wenn man will," fiel Hans Schwigger ernstlich ein, „das hab' ich erfahren. Mein Herz ist noch so jung, wie ehedem, als mich die Liebe zu Agnes von Reichenstein fast zur Verzweiflung trieb."

„Halt, junger Freund!" fiel hier der Greis lebhaft ein, „nicht umsonst suchst du das Gespräch auf diesen Gegenstand hinüberzuspielen. Ich kenne dich zu gut; du wirst deine Absicht dabei haben."

Hans Schwigger von Hohengundelfingen ward über und über roth im Angesichte. Er blickte verlegen um sich und suchte sich mit den Eßwaaren, die auf dem Tische standen, zu schaffen zu machen. Dann strich er sich mit den Spitzen der Finger seinen schönen Schnurrbart zurecht und schien in ein peinliches Stillschweigen zu verfallen. Der Greis selbst versank in ein tiefes Nachdenken und blickte ernst vor sich hin. In dem Herzen des Ritters dagegen kämpften die widersprechendsten Gefühle, und seine Augen füllten sich beinahe mit Thränen. Man sah, daß ein alter Schmerz seine Seele quäle, und daß längst vernarbte Wunden wieder aufgebrochen waren.

„Tröste dich, mein Freund!" begann endlich der Greis mit Ernst, der des Ritters Gemüthsstimmung zu würdigen und zu beurtheilen verstand, „du bist noch in ganz rüstigem Alter, in welchem eigentlich erst die ächten Mannesjahre beginnen und hast weder Etwas verloren noch versäumt."

Allein Hans Schwigger gab auf diese gar freundliche Anrede keine Antwort. Er blieb still; ein rasender Schmerz folterte sein Herz.

„Warum mußte mir der Gedanke an Agnes von Reichenstein einfallen?" rief er traurig aus und seine Muskeln zuckten krampfhaft.

„Damit ich deinem stürmischen ungestümen Herzen mit Gründen süßen Trostes nahe treten kann, mein Freund!" antwortete der Greis, welcher wohl bemerkte, daß der Ritter eine Thräne im Auge zerdrückte, die ihm über die Wangen auf den hübschen Bart rollen wollte.

„O könnte ich über diesen Gegenstand schweigen!" sprach Hans Schwigger, „er macht mir Pein. Es hat mich Nichts in der Welt so sehr gefreut, als die Liebe zu Agnes von Reichenstein — ich verehrte Nichts so sehr auf der Welt, als diese Perle. Agnes ist ein Juwel, eine Zierde ihres Geschlechtes, mit jener unaussprechlichen Anmuth begabt, die die Herzen alsogleich in Flammen setzt und so unwiderstehlich an sich zieht, daß die Seele vor Freude und Entzücken aufjubelt. O könnte ich Worte finden, den wahren Werth dieses vortrefflichen Kindes — Agnes ist gewiß noch jetzt ein Kind in der edelsten Bedeutung des Wortes! — darzuthun? Mein Herz zittert mir noch bei dem Gedanken an diese himmlisch schöne Erscheinung."

Und der Ritter ließ abermals sein lockiges Haupt auf die tobende Brust herniedersinken. Sein Gesicht glänzte vor Begeisterung, obgleich er es seinem väterlichen Freunde verbergen wollte.

„Du kannst mir Nichts verbergen, Hans Schwigger!" bemerkte der Greis mit zarter Schonung, „ich würde dich schlecht kennen, wenn ich annehmen würde, die Zeit habe die Wunden deines Herzens geheilt. Du wärest kein Nachkomme deines Geschlechtes, wenn du anders handeln und reden würdest."

„Nichts auf der Erde war für mich schmerzlicher, als die Trennung von Agnes durch das Machtgebot des Edlen von Reichenstein," gab der Ritter zur Antwort und fuhr mit der Hand nach der Stirne.

„Und er ist mein harter Bruder," rief der Greis bewegt aus, „mein Bruder konnte so handeln!"

„Um einer so geringen Ursache willen," fiel Hans Schwigger ein: „was konnte ich dafür, daß ich seinen Jugendfreund, den wilden Gerhard, vom Pferde warf

als er sich mir und Agnes entgegenstellen wollte? War es nicht meine Pflicht, die Jugend der Jungfrau gegen den Eindringling zu vertheidigen? Warum entzog er sich meinen Augen, als ich ihn aufforderte, sich mit mir in offener Rennbahn vor Zeugen zu messen? War ich ihm zu gering? Ist sein Adel älter als der Adel meiner Eltern? Ist er tapferer und edlerer? Ist er reicher und welchen Rang hat er denn bekleidet? Und diesem Elenden hat der Edle von Reichenstein geglaubt, und dessen Lügen hat er für baare Wahrheit genommen. Und so hat er zwei Herzen getrennt, die für einander schlugen und glücklich gelebt hätten bis an ihr seliges Ende."

„Mein Bruder, der Reichensteiner, hat sehr gefehlt," begann der Greis wieder. „Er sieht jetzt seinen Irrthum so ziemlich ein. Er mußte von mir schon manch' hartes Wort vernehmen; allein er ist voll Eigensinn und ein ausgemachter Trotzkopf. Die Zeit wird ihn aber in seinen alten Tagen mürbe machen."

„Wolle es Gott verhüten, daß ihm etwas Schlimmes widerfahre," sprach Hans Schwigger mit lauter Stimme. „Wenn ich ihm das Leben retten könnte, so würde ich's thun, obgleich er mein Herz bis zum Tode verwundet hat, so daß ich allein in der Welt herumziehe und nirgends Ruhe finde, bis der Tod in der kühlen Erde mich betten wird."

„Ich bedaure lebhaft dein Unglück, junger Freund!" versetzte der Greis, „du könntest das schönste Leben führen, wenn du diese zarte Neigung besiegen würdest."

„Ich kann nicht, mein lieber Vater!" sprach Hans Schwigger, „ich kann nicht. Ich freue mich dieses Schmerzes und bin glücklich bei dem Gedanken, daß ich mein ganzes Sein einer so edlen Jungfrau schenkte. Die Treue, die ich ihr geschworen, will ich ihr bewahren bis an den Rand des Grabes und hinaus über's Grab bis zu jenem Leben, wo man keinen Schmerz mehr kennt und keine Thränen mehr weint."

„Das ist edel, das ist hochherzig," rief der Greis aus, „o Freund, wie wohl hast du deinen nunmehr betagten Lehrer verstanden!"

Ihr übtet mich in der Führung der Waffen," antwortete Hans Schwigger, „Ihr habt meinen Arm geübt im Werfen und Fechten; Ihr habt meinen Körper abgehärtet, daß er so fest ist wie Stahl und Eisen; Ihr habt mich in allen Künsten und Wissenschaften unterrichtet, und wenn ich ein Held bin, wie die Johanniter auf Rhodus sagen, so verdanke ich's Euch. Ihr habt mich leben gelernt. Noch mehr: Ihr habt den Keim jeglicher Tugend in mein weiches Herz gesenkt und das Licht des Glaubens in meine Seele gegossen — — — Ihr habt mich lieben gelehrt; nur Eins ist Euch nicht gelungen: die Liebe zu Agnes konntet Ihr nicht in diesem Herzen, das so feurig schlägt, bezwingen — — — diese Kraft gabet Ihr mir nicht Ach, Ihr verließet die Welt und wähltet die stillen Räume des Klosters und mich trieb es, nachdem die schönste aller Hoffnungen vereitelt war, ohne welche die Welt keine Reize mehr für mich hatte, hinaus in's Leben, in die Fremde mit dem festen Entschluß, die theure Heimath nicht mehr zu sehen, keine Thräne mehr zu weinen auf die Grabeshügel der Eltern, zu kämpfen, zu vergessen und zu sterben. Es ist mir nicht gelungen; ich konnte mein Herz nicht bezwingen: und nun bin ich wieder bei Euch, mein Vater! Ich freue mich der glücklichen Stunde, die mich mit Euch vereint hat, daß mir vergönnt ist, Euer Angesicht noch einmal zu sehen."

Hans Schwigger schwieg. Diese Worte kamen aus der Tiefe seines Herzens. Sie waren ein Erguß der Leiden, welche sein Herz bewegten. Auch der Greis sah ernsthaft vor sich.

„Also nicht das Erbe deiner Ahnen und dessen Vertheidigung ist der erste und wahre Grund, warum ich dich in diesen heimathlichen Räumen sehe?" fragte der Greis.

„Was liegt mir am Erbe meiner Ahnen?" gab Hans Schwigger scheinbar gleichgültig zur Antwort. „Ich habe Eure Aufforderung zur Heimkehr erhalten, als die Flotte der Johanniter gen Tunis segeln wollte. Ich nahm meinen Abschied; er wurde mir ungern gegeben; die Herren zürnten fast. Ihr ließet mir sagen, man brauche meinen Arm in der Heimath; der Feind wolle

eindringen in den Besitz der Edlen im Lande Schwaben. Ich dachte an Euch — — — an Agnes! Sollte ich Euch ohne Schutz lassen, Euch, dem ich Alles verdanke? Das wäre ein schnöder Undank und ein unverantwortlicher Frevel."

„Du sollst mit Agnes leben," sprach der Greis bewegt, „dein edles Herz verdient diese Gabe."

„O Vater!" sagte Hans Schwigger mit schmerzlichem Tone, „was sagt Ihr? Sollt' Euer Wort zur Wahrheit werden?"

„Es soll, es muß!" erwiederte der Greis mit Entschiedenheit, „Agnes denkt und fühlt, wie Du, obgleich Jahre der Trauer zwischen euch hineingestellt wurden — gegen euren Willen. Deine seligen Eltern haben diese Verbindung gewünscht, um dein Geschlecht mächtig zu machen. Der Edle von Reichenstein hat nur eine Tochter und sein Geschlecht soll in deinem Hause sich verjüngen."

„Ich fühle, daß ich neu auflebe," sprach der Ritter, „und aus Euerm Munde kam nie eine Lüge; Ihr sprechet nur Wahrheit."

„Ich müßte mich meiner grauen Haare schämen," fuhr der Greis mit Bestimmtheit fort, „wenn ich dein Vertrauen mißbrauchen würde."

„Aber Vater, wie wollet Ihr Das beginnen?" fragte Hans Schwigger.

„Das sei meine Sorge," antwortete der Greis. „Die Zeiten werden ernst. Der Aufstand der Bauern wird auch in unser friedgewohntes Thal mit Riesengewalt eindringen, da müssen sich alle Kräften vereinigen, ihn zu bekämpfen und zu bannen. Gut ist's dann, wenn man Freunde und Genossen hat, und Agnes braucht, wenn der Vater auf dem Felde der Ehre fallen sollte, einen Beschützer und Gatten. Und dieser Beschützer, Theilnehmer und Freund bist du, Hans Schwigger!"

„In dieser Hoffnung, scheide ich gerne," sprach der Ritter, und rasch stand er vom Tische auf.

Auch der ehrwürdige Greis erhob sich schnell von seinem Sitze.

„Verlaß, dich auf mich," sprach er noch zum Abschiede.

Nach dem Abschiede begleitete er seinen Freund bis an's Thor. Nach wenigen Augenblicken sprengte Hans Schwigger von Hohengundelfingen auf seinem Zelter zum Hofthor hinaus.

Eilftes Kapitel.

Probst Wolf und der Lauffenmüller.

Kaum hatte Hans Schwigger von Hohengundelfingen die einsame Wohnung des hochwürdigen Pater Wolf verlassen, so nahm der Greis das Buch, das vor ihm gelegen, wieder hervor und las andächtig weiter. Doch bald schob er das Buch zurück und lehnte sich rückwärts in seinen Lehnsessel. Er schien in ein tiefes Nachdenken zu versinken und Ernst und Theilnahme spiegelten sich auf seinem Antlitz ab.

„Das ist ein schwieriger Handel," sprach er langsam vor sich hin, „wie wird sich das Alles wohl machen lassen? Der Reichensteiner ist ein Starrkopf, und wenn einmal eine Grille in seinem Ohr sitzt, so kann man sie nicht mehr mit guten Worten heraustreiben. Da kostet's Mühe, List und Ueberredung. Doch will ich Alles versuchen, ihn von seinen albernen Vorurtheilen gegen den Edlen von Hohengundelfingen zu heilen. Er wird wohl jetzt nicht mehr zu viel einwenden können. Hans Schwigger ist in der Fremde ein stattlicher Ritter und ein trefflicher Mann geworden."

Da ward angeklopft. Fridolin trat ein.

„Schon wieder eine Störung?" rief Pater Wolf aus.

„Der Lauffenmüller ist da," versetzte Fridolin. „Er hat etwas Nothwendiges mit Euch zu sprechen."

„Laß ihn eintreten," gab Pater Wolf zur Antwort.

Und Fridolin entfernte sich. Kurze Zeit darauf trat der Lauffenmüller ein. Er ergriff voll Ehrfurcht die Hand des ehrwürdigen Mannes und küßte sie. Dann nahm er Platz und setzte sich dem „Vater der Umgegend", wie man Pater Wolf oft nannte, gegenüber.

„Was schafft Ihr da Oben?“ fragte Pater Wolf den Lauffenmüller. „Es muß etwas Wichtiges sein, was Euch zu mir herauf in meine Einöde führt.“

„Eine Einöde sagt Ihr?“ rief der Müller aus in der Absicht, den Pater nachsichtig zu stimmen. „Ich wollt' ich könnte in einer solchen Einöde leben. Bin wahrlich weit in der Welt herumgekommen und weiß, was schön wohnen heißt.“

„Aber darüber wollt Ihr gewiß nicht mit mir reden,“ entgegnete der Greis, „und diese Einleitung führt uns von dem Kern der Sache ab. Ihr kommt mir sonst auf den Frondsberg zu sprechen und dann werdet Ihr nicht mehr fertig. Lauffenmüller, was ist Euer Begehr?“

„Ich komme, um mich mit Euch wegen des Prozesses zu unterreden, den mir Euer Bruder, der Reichensteiner, angehängt hat,“ gab der Lauffenmüller zur Antwort. „Meine Lehensherren, die Aebte von Zwiefalten haben es bisher so brüderlich und gut mit mir gemeint, daß ich nicht begreifen kann, wie mir der Reichensteiner so grämlich sein kann. Ich benehme mich ihm gegenüber doch wie ein ehrlicher Christenmensch und etwas Leid's hab' ich ihm wahrlich auch noch nicht gethan.“

„Ganz recht, Lauffenmüller,“ versetzte der Greis mit Ruhe, „was das Betragen betrifft, setze ich in Euch nicht den geringsten Zweifel; aber sagt mir aufrichtig, wie seid Ihr denn in den Besitz der Güter gekommen, die mein Bruder an sich ziehen will? Habt Ihr Urkunden? Habt Ihr triftige Beweise?“

„Ich schwöre tausend Eide,“ rief der Müller hitzig aus, „daß ich im rechtmäßigen Besitz meiner Güter bin. Potz Donner und alle Welt, wenn das Nichts gilt, wodurch kann denn der gemeine Mann sein Eigenthum beschützen?“

„Bleibt ruhig, Müller!“ sprach der Greis mit sanfter Stimme, „wozu diese Hitze? Habt Ihr Urkunden? Wenn Ihr schriftliche Beweise habt, wozu sollt Ihr schwören? Der Eid ist das letzte Mittel!“

„Urkunden! Schriftliche Beweise!“ rief der Müller aus. „Die sollt' ich doch haben? Gilt denn die Lehensurkunde des Abtes von Zwiefalten Nichts, die erneuert wurde vor meiner Hochzeit mit Veronika? Ist das kein

schriftlicher Beweis? Und sind in dem Lehensbriefe nicht die Grundstücke aufgeführt, die mir der Reichensteiner übermüthig nehmen will?"

„Das ist richtig," versetzte der Greis und sah dem Müller scharf ins Auge, „in dem Lehensbriefe sind die Grundstücke aufgeführt. Wenn der Reichensteiner Streit haben will, so muß er mit dem Abte von Zwiefalten anbinden und wenn er gewinnt, so hat Euch das Kloster zu entschädigen."

„Wenn der Reichensteiner Recht hat," fuhr der Lauffermüller redselig fort, „dann muß ich auf die Seite unserer Bauern treten. Der Zeiselmatz von Lauterach läßt nicht nach, mich an die Nachtheile des Verfahrens zu mahnen, welches der Reichensteiner gegen mich befolgt. Das ist einfach Raub und Betrug; und die Zeiten des Raubritterthums sind vorüber. Stets sitzt mir der Zeiselmatz von Lauterach mit seinen Kameraden auf der Ferse und sie wollen mich zum Anführer der Bauern machen. Ich hab' ihnen bis jetzt ausweichende Antworten gegeben, weil ich ihr Unternehmen und die Art und Weise, wie sie es betreiben, verachte, und weil ich in Ruhe mit meinem Weibe leben will. Aber wenn ich sehe, daß man mich mit Gewalt unterdrücken will, da kommt denn auch mein Blut in Wallung und ich müßte mit tausend Streitkolben d'reinschlagen. Dürft's mir glauben!"

„Ich will Alles thun, um den Reichensteiner auf andere Gedanken zu bringen," sagt Pater Wolf. „Er hat von Natur aus ein gutes Herz und will nichts Unrechtes."

„Oho!" brach der Müller voll Unmuth los, „an mir beweist er's Gegentheil."

„Wir dürfen keinen Menschen von der schlimmen Seite allein beurtheilen," entgegnete Pater Wolf gelassen, „oder wir sind ungerechte Richter. Der Reichensteiner hat von Natur aus ein edles gutes Herz. Er will aber Manches mit Gewalt durchsetzen, auch wenn es ihn nachher reut und er seinem Starrsinn Opfer bringen muß."

„Was hab' ich davon," versetzte der Lauffenmüller mit Ernst, „wenn er mich bei lebendigem Leibe schindet und plündert? Bedenkt er denn nicht, welch' großen

Schaden ich ihm anrichten kann, wenn ich mich den Bauern — allein ihm zum Trotz! — anschließe? Weiß er nicht, welchen Gewinn die Bauern haben, wenn ich ihr Anführer werde? Hab' ich etwa die Kriegskunst unter dem alten Frondsberg umsonst gelernt? Ich könnte dem Adel im Thale Bedenklichkeiten und Verlegenheiten genug bereiten, wenn ich mich den Bauern anschlösse. Das sollte der Reichensteiner erwägen; denn auf ihn würde ich's dann ganz besonders absehen."

„Das thut Ihr nicht, das wollt Ihr nicht," sagte der Greis gelassen, „das widerspricht Euren friedlichen Absichten. Ihr könnt nicht so schlimm handeln."

„Ich will nur Recht und Gerechtigkeit — das ist meine Parole," versetzte der Lauffenmüller etwas ruhiger. „Aber der Reichensteiner sollte klüger sein, meine ich. Da wird's gut sein, wenn er Freunde hat, wenn in den nächsten Tagen das Unglück von allen Seiten losbricht. Denn so viel weiß ich, daß die Bauern im Thale nimmer Ruhe geben, bis man sie erleichtert. Thut's der Adel nicht gutmüthig, so schlagen sie los. Werdet's erfahren, ehrwürdiger Vater!"

„Seid zufrieden, Lauffenmüller!" sagte der Greis, „ich bin der Verwalter von Mochenthal und erneuere die Zusage des Abtes von Zwiefalten in Betreff der strittigen Grundstücke. Ich bin mit dem Abte bereits in Unterhandlung getreten. Ihr sollt keinen Schaden haben. Wollt Euch einstweilen mit dieser Zusicherung begnügen. Wenn ich Etwas verspreche, dann wird's auch gehalten."

„Dann kann ich ruhig nach Hause gehen," sprach der Lauffenmüller kurz und erhob sich von seinem Sitze. „Ich dank' Euch vielmal für diese Auskunft."

Und der Müller griff nach seiner Mütze und wollte das Gemach verlassen.

„Bleibt noch, Lauffenmüller," sagte der Greis, „ich habe mit Euch über eine Sache von großer Wichtigkeit zu reden. Nehmt Platz!"

Der Greis zog eine Glocke und befahl dem eintretenden Diener für Erfrischungen zu sorgen.

„Ihr seid zu mir heraufgekommen," sagte er zum Lauffenmüller, „Ihr sollt wissen, wie der Wein auf Mochenthal schmeckt."

Da lächelte der Lauffenmüller; denn die Freundlichkeit des Propstes von Mochenthal that ihm in der Seele wohl. Als die Erfrischungen gekommen waren, ward tüchtig eingeschenkt und der Lauffenmüller mußte anstoßen. Er that einen kräftigen Zug und warf sich in einen gepolsterten Lehnsessel, und benahm sich so zutraulich, als ob er ein Insasse auf Mochenthal selbst wäre.

„Lauffenmüller," begann nach einiger Zeit der Greis, und ein tiefer Ernst erfüllte seine Seele, „mit Schmerzen sehe ich in die nächste Zukunft. Ich weiß, was unter den Bauern vorgeht. Sie sind unzufrieden mit dem Adel und den Klöstern. Sie wollen sich frei machen und wollen ihre eigenen Herren werden. Die ganze Sache ist gut eingeleitet. Ein blutiger Kampf wird entstehen. Der Sieg wird längere Zeit schwankend sein; aber so viel ist gewiß, daß das Unrecht unterliegen wird. Man schiebt die traurige Lage der Bauern vor und auf den alten Glauben ist's eigentlich abgesehen. Was denkt Ihr von der Sache?"

„Was ich davon denke?" fragte der Lauffenmüller nicht ohne Verlegenheit, „ich weiß die Bauern nicht vom rechten Gesichtspunkt zu beurtheilen."

„Pah', das laß ich Euch nicht gelten," rief der Greis betroffen aus, „ein Mann mit offenem Sinn und hellem Kopf, der zudem weit in der Welt herumgekommen ist, sollte das Ziel dieser Bewegung nicht beurtheilen können? Lauffenmüller, fast zweifle ich an Eure Aufrichtigkeit! Ihr wollt mir die Wahrheit nicht sagen."

„Mein Vater!" versetzte der Müller fast wehmüthig, „wollet nicht also von mir denken! Wann habe ich nicht die Wahrheit gesagt? Wann hab' ich zu Entstellungen und zur Unwahrheit meine Zuflucht genommen? Hab' ich Euch wehe gethan, so vergebt mir."

„So ist's nicht gemeint," gab der Greis zur Antwort.

„So belehret mich," bat der Lauffenmüller treuherzig, „es schwindelt mir manchmal vor den Augen, wenn ich die Meinungen und Ansichten vergleiche, welche täglich über die stürmische Bewegung in unserer Zeit auftauchen. Ihr wißt, Vater, wie sehr ich Euer Wort

ehre, und welches Vertrauen ich in Euern Rath setze. Ich kann gewiß die Liebe schätzen, welche Ihr mir stets bewiesen habt."

Der Greis ergriff die Hand des Müllers und drückte sie mit Innigkeit.

„Und wie ich denke, so fühlt mein Weib!" sagte der Müller mit Rührung.

„Ich weiß es, Lauffenmüller!" gab der Greis zur Antwort. „Ich muß Euch aber belehren, damit Ihr nicht ein Uebelthäter werdet."

Und der Greis sann eine Weile nach. Dann erhob er sein Auge und seine Augen leuchteten wundersam.

„Mein Freund, der Feind unseres Glaubens fängt an in unserm Vaterlande zu triumphiren," sprach der Greis mit tiefem Nachdruck. „Die neue Lehre, welche von Wittenberg ausgeht, fängt an ihre Früchte zu tragen. Es wiederhallen täglich die Lüfte von einem wilden Freiheitsgeschrei und von Lästerungen gegen den alten Glauben, in welchem unsere Väter so selig gelebt haben. Banden von allerlei Gesindel ziehen umher, die der Satan in seinen verruchten Gesellen selber anführt. Bösewichter überströmen die gesegneten Gefilde unseres Vaterlandes und ein herrenloses gottvergeßenes Volk schließt sich willig an. Alle haben eine Fahne — ein Losungswort: Tod und Untergang dem Adel und den Klöstern! Und sie wähnen, daß mit der Vernichtung dieser Beiden der Sturz der alten Kirche nahe sei. Die Thoren!"

„O Vater!" sagte der Lauffenmüller, dem es bei diesen Worten fast ängstlich zu Muthe ward, „sollte es wirklich auf den alten Glauben abgesehen sein?

„Ihr könnt noch zweifeln?" rief der Greis aus, „seht Ihr denn nicht, wie die Propheten und Jünger sich überall an die Spitze der ungezügelten Rotten stellen, um den Kampf gegen das Bestehende zu beginnen? Habt Ihr denn nicht bemerkt, wie sich alle Unzufriedenen mit dem alten Glauben bereitwillig an die hellen Haufen anschließen, welche das Recht mit Füßen treten, und denen Eigenthum und gute Sitten ein Wahnsinn sind? O ich könnte beim Anblick dieser Bewegung blutige Thränen weinen! Aber guter Gott, du wirst es nicht

ohne Grund zulassen! Wer kann deine weisen Absichten in ihrer geheimnißvollen Tiefe begreifen?"

Der Greis schwieg. Er war innerlich bewegt und seufzte nur. Der Lauffenmüller fühlte sich durch seine Worte heftig erschüttert. Er konnte sich nicht verhehlen, daß viel Wahrheit darin lag — eine Wahrheit, die sich nicht bestreiten ließ; er fühlte, daß er ein anderer Mensch werden würde, wenn der Greis wieder zu reden anfinge. Er war auch zum Theil von der Neuerung der Bauern erfaßt: sei es aus Ueberzeugung oder aus einem andern Grund — genug: die Lage des armen Volkes ging auch ihm tief zu Herzen.

„Ich will nicht läugnen, Vater!" begann er zu reden, „daß unser Land von schlechten Menschen wimmelt, die aus aller Herren Ländern zusammen gelaufen sind, um den Samen der Zwietracht auszustreuen; aber wird eine voreilige Umwälzung zu ihrem Vortheil sein? Verdient das arme Volk nicht unser Mitleid?"

„Seid auch Ihr von Vorurtheilen befangen?" fiel der Greis lebhaft ein und rückte näher an den Tisch. „Sehen Eure Augen denn nicht klarer? Warum stellen sich denn keine Priester der alten Kirche an die Spitze der Bauernhaufen? Warum macht der Abfall der Kirche allein gemeinsame Sache mit der offenen Rebellion? Und nimmt die ganze unheilvolle Bewegung nicht ihren Ausgang von dem neuen Evangelium, das mit einer Frechheit und Aufgeblasenheit unter dem Volke verbreitet wird, die keine Grenzen haben? Sollen wir die Hand in den Schooß legen? Geht nicht an alle Gutgesinnten die dringende Mahnung, dem Unwesen zu steuern? Schon treibt man Spott mit dem Heiligthum, das wir verehren; schon wird das Kleid der heiligen Orden verhöhnt: ist der Adel gedemüthigt, so geht's an die Klöster und mit den Klöstern an die Priester, weil sie ein Bollwerk für die Kirche Gottes sind. Ach, gewaltige Wetterwolken steigen am Himmel auf!"

Der Lauffenmüller hatte mit Entsetzen angehört, was der Greis ihm mit erhabenem Ernst sagte.

„O ich sehe ein," rief er aus, „wir arbeiten an unserm eigenen Untergang — gegen unsern heiligen

Glauben. Auf mich dürfen die elenden Menschen nicht rechnen.“

Ein Lichtstrahl heiliger Freude glänzte auf dem Angesichte des Paters.

„Habt Dank, lieber Mann!“ rief er aus und schaute gen Himmel.

„Gott sei gepriesen,“ versetzte der Müller gedankenvoll.

„Ich weiß, die Elenden wollten Euch umgarnen, sprach der Greis weiter, „man wollte Euch mit List und Gewalt, mit Güte und Drohungen gewinnen, um das fluchwürdige Unternehmen auch in unserm lieblichen Thale in den Schwung zu bringen Der Zeiselmatz hat Euch sogar mit dem rothen Hahn gedroht und der lange Frieder sagte, er werde Euch erwürgen, wenn Ihr's nicht mit den Bauern haltet. Hab' ich Unrecht?“

„O Gott, es ist wahr,“ seufzte der Lauffenmüller, „ich habe bereits mein Wort halbwegs gegeben. Ich muß zurück, zurück!“

„Kehrt um und laßt Euch nicht einschüchtern,“ rief der Greis aus und sein Auge flammte. „Ich war auch ein Kriegsmann und Ihr wißt es eben so gut, wie ich: auch Ihr habt gedient — wenige entschlossene Männer halten den ganzen Sturm im Thale auf, wenn sie zusammensehen und einig handeln. Was kümmert Euch Eure Mühle? Wenn sie die Bauern niederbrennen, was denn? — — — Wenn der Sturm vorüber ist, so stellt das Kloster ein neues Mühlwerk her, schöner noch; und nichts habt Ihr verloren. Gebt Nichts auf die leeren Drohungen!“

„Was soll ich thun, Vater?“ fragte der Lauffenmüller, „was muß ich anfangen, um Euch gehorsam zu sein?“

„Unterstützt den Adel und die Klöster,“ sprach der Greis. „Haltet zur guten Sache!“

„Aber die Bauern müssen erleichtert werden,“ sagte der Müller nachdenklich. „Sie können ihre Lasten nicht mehr ertragen.“

„Das wird geschehen,“ versetzte der Greis, „es ist eine Nothwendigkeit, welche nicht mehr abgewiesen werden kann. Der Abt von Zwiefalten hat bereits den Be-

schluß gefaßt, die Lage der Bauern zu verbessern; aber es muß geschehen durch eine friedliche Unterhandlung und durch zeitgemäße Vergleiche, nicht auf dem Wege des Umsturzes und der Meuterei. Sagt das den Bauern und wirket mit allen Kräften gegen den Aufstand. Wenn die Bauern mit dem Gesindel, das sich an ihrer Sache mitschleppt, unterliegen, dürfte es ihnen sehr zum Nachtheil gereichen."

„Vater, ich soll den Adel stützen?" fragte der Lauffenmüller, während er mit sich selber kämpfte.

„Stehet zum Rechte!" rief der Greis aus, „das sagt Euch Alles."

„Vater! Vater!" seufzte der Lauffenmüller und blickte traurig um sich.

„Ich sehe, es kostet Euch Ueberwindung," sprach der Greis nach einem kurzen Stillschweigen. „Nun wohlan denn! wenn Ihr Nichts für die heilige Sache des Rechtes thun wollt, so überwindet doch wenigstens Euern weltlichen Hochmuth und zieht den Degen für die Meuterer nicht. Laßt ihn lieber in der Scheide rosten."

Der Greis schwieg wieder; er war sehr bewegt. Er gewahrte mit Schmerzen, daß der Lauffenmüller, auf den er immer so viel vertraut hatte, bereits in den Strudel gerissen war, und daß er Versprechungen müsse gemacht haben. Glänzende Thränenperlen blitzten in seinen Augen. Mit starrem Blicke sah er auf den Müller.

„Was wollt Ihr thun?" fragte er mit zitternder Stimme, „wir müssen's kurz machen. Der Tag beginnt sich zu neigen und Ihr habt noch einen weiten Weg."

Da kämpfte der letzte Entschluß in dem Herzen des Lauffenmüllers. Er stand auf und ergriff die Hand des ehrwürdigen Vaters und eine Thräne fiel auf die zitternde Rechte.

„Vater, Ihr habt mich bezwungen!" sprach er mit männlicher Stimme, „ich will sterben, wenn ich anders handle, als Ihr wollt. Ich will Euern Rath befolgen, und wenn es mich Leib und Leben kostet. Darauf könnt Ihr Euch verlassen und könnt es Euren Genossen sagen."

Nach diesen Worten entfernte sich der Lauffenmüller.

„Aber vergeßt mir den Proceß mit dem Reichensteiner nicht,“ rief er noch unter der Thüre.

„Alles wird zu seiner Zeit geschehen,“ erhielt er zur Antwort.

Kaum hatte der Lauffenmüller das freie Feld erreicht, so erblickte er am Waldrande drei Gestalten. Es waren der Zeiselmatz, der lange Frieder und Georg. Sie lagen auf der Erde und hatten vor sich ein weißes Tuch liegen und waren eifrig in das Würfelspiel vertieft. Es waren drei verwilderte Menschen mit leidenschaftlichen Gesichtern. Der Lauffenmüller wollte schnellen Schrittes vorüberfliehen; allein der Hund des Zeiselmatz knurrte. Der Zeiselmatz erhob sein wildes Gesicht und warf die Würfel mißmuthig auf's Tuch.

„Ah, seht! Der Lauffenmüller!“ rief er aus und stand vom Boden auf.

„Ei seht, wie stolz!“ schrie der lange Frieder und sein Auge flammte wild auf.

„Wie vornehm!“ höhnte Georg, „wird ihm 'was eintragen!“

Allein der Lauffenmüller ging seines Weges.

„Mein Umgang mit euch Schurken ist abgebrochen,“ dachte er und lief schnell davon über das Stoppelfeld.

„Lauffenmüller,“ schrie der Zeiselmatz aus voller Kehle, „ich sage dir, komm daher! Lauffenmüller, sag' ich!“

Aber er vernahm keine Antwort.

„Ich hätte gute Lust, ihm den Hund da auf den Hals zu jagen,“ sagte der lange Frieder und fluchte wie ein Türke.

„Es wäre kein Schade um ihn,“ fügte Georg hinzu und stieß fürchterliche Drohungen aus.

Der Zeiselmatz ballte die Faust und schlug sich vor die Stirne.

„Warum mußte ich diesen elenden Verräther in meine Geheimnisse einweihen, ich Dummkopf!“ brüllte er laut, „warum mußte mir der Böse diesen Spuck spielen? Aber warte, verworfener Pfaffenknecht! Der rothe Hahn ist dir gewiß; noch ehe der Vollmond an den Himmel kommt, soll deine Hütte verbrennen, nichtsnutziger schäbiger Feigling!“

„Das soll unfehlbar geschehen," sagten die Andern, „der Teufel soll den Schurken holen."

Und Georg warf das Tuch über die Schultern und lief mit seinen würdigen Genossen in das Dickicht des Waldes.

Eilftes Kapitel.

Glühender Haß.

Der Zeiselmatz und Georg saßen einige Tage nach dem Zusammentreffen mit dem Lauffenmüller auf einem Berge, an dessen Fuß die Mühle stand. Die Nacht war bereits angebrochen. Es war eine geheimnißvolle Stille im Walde. Kein Laut ward vernommen, nur in den Ruinen von Wartstein ächzte ein Kauz und das Geschrei klang geisterhaft durch die schweigsame Stille der Nacht. Der Zeiselmatz hatte sein Haupt mit beiden Händen gestützt und blickte gedankenvoll vor sich hin. Georg hatte sich auf den Boden geworfen und hüllte sein Gesicht in's dunkle Gras. Er hatte das Vertrauen des Zeiselmatz ganz gewonnen. Da richtete der Zeiselmatz sein Haupt empor und sah nach dem Jüngling.

„Georg!" sprach er leise und fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Mein alter Freund!" antwortete Georg und setzte sich aufrecht hin.

„Komm näher!" bat der Zeiselmatz.

Georg rückte näher und seine Augen leuchteten wie die Augen eines wilden Thieres.

„Georg," sagte der Zeiselmatz vertraulich, „ich weiß, daß du den Ritter von Hohengundelfingen mit deiner ganzen Seele verfluchst und daß dein Haß ohne Grenzen ist."

„Das ist wahr," murmelte Georg, „aber was soll das?"

„Fürchte nichts Schlimmes, junger Freund!" erwiederte der Zeiselmatz, „rede offen! Wie kam dieser glühende Haß in dein Herz?"

„Schweigt davon, Zeiselmatz! ich bitte,“ gab Georg zur Antwort, „mein Blut fängt an in allen Adern zu kochen, wenn ich an die Geschichte denke. Ich könnte wahnsinnig werden vor Ingrimm.“

Und Georg warf sich nieder auf die Erde.

„Beruhige dich, Georg!“ sagte der Zeiselmatz noch zutraulicher, „es muß etwas Furchtbares sein, was dich drückt. Sage es mir! Ich habe Erfahrungen gemacht — viele traurige Erfahrungen; vielleicht kann ich dich trösten.“

„Ich will keinen Trost,“ schrie Georg, und er stieß einen gräßlichen Fluch aus und verwünschte den Edlen von Hohengundelfingen. „Laßt mich in Ruhe, wenn Ihr's gut mit mir meint.“

Es entstand eine abermalige Stille. Man hörte das Plätschern des Wassers vom Thale herauf und eben ging der Mond auf. Sein Schimmer glitt sanft hin über die Gipfel der Bäume und malte geisterhafte Schatten auf die nahen Felsen. Georg athmete tief auf.

„Georg!“ begann der Zeiselmatz wieder, „ich bitte noch einmal.“

Da erhob sich Georg und rückte hin zu seinem Genossen.

„Mein Herz ist wie die wilden Wasserbäche, die keine Ruhe kennen,“ sprach er mit Heftigkeit. „Und wie das Meer unergründlich ist in seinen Tiefen, so groß und endlos ist mein Haß, und dann erst, wenn ich furchtbare Rache genommen, dann will ich sterben und nicht mehr leben. Das ist mein Streben. Gewiß, ich komme an mein Ziel. So höret denn! Ja, es gab einmal eine Zeit, da auch ich mich schämte mit Schelmen aus einem Scherben zu trinken. Ich bin ein Südländer und stamme aus jenen gesegneten Gegenden Italiens, wo sich die milde Gabe des Weinstocks zum Fenster hereinrankt, damit Alle sich des holden Geschenkes freuen; wo die lenzesmilden Düfte der Blumen wehen und die Häupter der Lorbeeren vom Zephir bewegt werden, nicht weit von den Gestaden des Comersee's, da ist meine Heimath, und dort hab' ich meine glückliche Jugend verlebt; dort hab' ich den Zauber eines schönen Daseins verträumt. O ich war zu beneiden! Was das Leben Gutes und Schätzbares mittheilet, das besaß ich durch die Hand meiner

lieben Mutter. Mein Vater war als Kriegsheld wohl bekannt. Laßt mich seinen Namen verschweigen. Der Schmerz der Erinnerung würde mir die Sprache rauben, wenn ich fürder von gewissen Begebnissen sprechen würde. Der schmähliche Tod meines Vaters setzt mein ganzes Herz in Flammen. Laßt mich schweigen!"

Und Georg warf sich in's Gras und verdeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Du bist wohl recht unglücklich, Georg!" sprach der Zeiselmatz, indem er das Stillschweigen brach, „du verdienst mein ganzes Bedauern!"

„Schweigt!" sprach er, „oder ich stosse Euch den Dolch in's Herz."

Und Georg blieb still. Er schluchzte; man hörte ihn weinen. Nach einer Weile erhob er sich indessen wieder von der Erde. Er schaute etwas ruhiger auf den Alten und blickte nach den Sternen.

„Ach, ich könnte etwas Besseres sein, als ich bin," jammerte er, „aber das Schicksal hat mich verfolgt bis auf diese Stunde."

„Du bist also von edler Abkunft?" fragte der Zeiselmatz etwas kleinlaut. „Du bist also nicht in dem verächtlichen Stande geboren, in dem du jetzt lebst?"

„Kommt Ihr mit Euch selbst in Widerspruch?" entgegnete Georg gelassen. „Ja, ich bin von edler Abkunft; aber alle Keime des Guten sind in mir erstickt; ich habe keine Ahnung mehr vom Guten. Alle besseren Gefühle sind in meinem Herzen erstorben, das ehedem für eine edle Sache glühte. Wer mir Etwas in den Weg legen will in der Verfolgung meines Planes, der soll mein Messer fühlen."

Obgleich Zeiselmatz sich nicht fürchtete und keine Angst kannte, so wurde es ihm doch bange und es reuete ihn, dem Jüngling zu diesem peinlichen Auftritt Veranlassung gegeben zu haben.

„Ich war jung und schön von Gestalt," fuhr Georg wieder fort, „ich hatte Alles, was mein Herz begehrte. Unter allen meinen Jugendfreunden war keiner, der sich in allen Wissenschaften und Künsten, besonders im Lanzen- und Fechtspiel so ausgezeichnet hatte, als ich. Ich war der Abgott des Dorfes, welches meinem Vater gehörte.

Ich durfte nur winken, und viele Hände setzten sich in Bewegung, meinen Befehl zu vollziehen. Dadurch bildete sich in mir von Jugend auf ein stolzer hochfahrender Sinn aus, dem Nichts widerstehen sollte. Ich sang und spielte auf der Mandoline, und wenn meine Knabenstimme erklang, da sammelten sich die Leuten des Dorfes unter der Linde vor dem alterthümlichen Ahnenschlosse und horchten auf mein Lied. Seht, das machte mich eitel! Alles lauschte mit schweigender Verwunderung auf meinen Gesang. Der ganze Adel des Nachbarlandes ging in dem Hause aus und ein. O es waren schöne Tage des Glanzes und des Reichthums!"

„Georg, du bist also ein Baron?" sagte der Zeiselmatz und fast konnte er seinen feinen Spott nicht verbergen. „Ei, sieh doch, in welch' vornehmer Gesellschaft der Zeiselmatz lebt! Er hat's weit gebracht."

„Spottet nicht, Alter!" rief Georg entrüstet aus, „oder ich rede kein Wort mehr mit Euch und lasse Euere Sache im Stiche."

„Ich bitte um Verzeihung," versetzte der Zeiselmatz, „fahre nur fort, edler Freund! Deine Geschichte ergreift mich sehr!"

„Allein dieses schöne Leben nahm ein Ende," fuhr Georg fort und er zog seine Hand krampfhaft zusammen. „Ich nahte mich den Jünglingsjahren als ich mit meinem Vater eine Reise nach Frankreich machte. Mein Vater war eine einflußreiche Persönlichkeit im Lande und konnte beim Adel Vieles durchsetzen. Dazumal erhob sich ein lautes Geschrei über die anmassenden Verordnungen des deutschen Kaisers."

„Der Kaiser ist ein Wütherich," schob der Zeiselmatz stille ein, „er ließe alle Bauern baumeln, wenn er könnte."

„Frankreich besonders war es, das dem Kaiser Karl durchaus nicht hold war," sprach Georg weiter, „was war natürlicher, als daß man meinen Vater für Frankreichs Absichten gewinnen wollte? Er ließ sich bethören und ging eine Verbindung mit dem französischen Adel und Könige gegen den Kaiser ein. Er mußte in Italien gegen den Kaiser und für Frankreich in die Schranken treten. Er vertraute zu viel auf seinen Einfluß; „ein Theil

des Adels mied unser Haus und ließ sich nicht mehr sehen. Mein Vater erhielt Drohbriefe; man wollte ihn beim allmächtigen Kaiser verklagen — so schrieb man ihm! — wenn er seine Wühlereien nicht aufgebe. Wir waren beinahe ein Jahr in der Heimath. Mein Vater weihte mich in seine Plane ein. Ich war sein Vertrauter und dieses Vertrauen hab' ich bewährt. Es verging noch ein halbes Jahr und die Flamme des Krieges loderte in ganz Oberitalien hell auf. Man rieth uns zur Flucht. Mein Vater wollte nicht. Meine Mutter bestürmte ihn mit Thränen. Er gab nicht nach. Wir fielen vor ihm auf die Kniee und drohten ihm, das Land ohne ihn zu verlassen. Er blieb; denn Eigensinn war sein Hauptfehler. Wir flohen. — Meine Mutter und ich kamen mit einigen Vertrauten bis an die Grenze. Wir wurden angehalten und nach Hause geschickt. Nach acht Tagen kam der Feind in die Nähe unseres Landhauses und versteckte sich in einen Hinterhalt. Allein von einem Berge herab kam eine Truppe Franzosen und die Deutschen wurden im Handgemenge mit ihnen fast aufgerieben. Man witterte Verrath, und die Deutschen wiesen mit Fingern auf meinen Vater. Das geschah am Mittag. Der Abend kam. Ich saß mit meinen Eltern am Tische und spielte trotz der Todesangst, die meine liebe Mutter ausgestanden hatte, ein Lied. Die Thore des Landhauses waren geschlossen. Da pochte es laut an die große Pforte. Aufgemacht! schrie eine Stimme von Unten. Meine Mutter eilte an's Fenster. Deutsche Söldner begehren Einlaß, sagten sie. Sie können warten, rief mein Vater, das ist ein schändlicher Ueberfall; auf, Georg, bewaffne Dich! Meine Mutter brach in Thränen aus; sie fiel in eine Ohnmacht. Man trug sie schnell in ein Hintergemach und eine treue Magd pflegte ihrer. Mein Vater und ich eilten an's Fenster. Das ist schändlicher Verrath, rief er, wer hat euch Vollmacht gegeben, also zu handeln? Unser Oberst, erhielt er zur Antwort. Wir wollen sehen, sprach mein Vater und wollte zur Thüre hinaus. Schon kamen unsere Knechte bewaffnet und so drangen wir die Stiegen hinab. Es wurde stärker geklopft. Man öffnete nicht. Auf oder ihr seid Alle des Todes, brüllte der Anführer. Allein wir verzogen

keine Miene. Lieber gleich sterben, als in lebenslängliche Haft oder auf die Galeere zu kommen, sprach mein Vater. Da krachte die Pforte; sie zitterte in ihren Angeln und nach einem fürchterlichen Schlage sprang sie auf und mehr denn fünfzig Bewaffnete drangen zu gleicher Zeit ein. Mein Vater und ich wehrten sich mit Verzweiflung; die Knechte hieben wacker drein. Da sprengte nach langem hartnäckigem Kampfe der Anführer der Rotte herein gerade auf meinen alten Vater zu und hieb ihn dermassen mit dem Schwert auf das Haupt, daß er sogleich todt zur Erde sank. Georg, räche das Blut deines Vaters! konnte er noch rufen und verschied. Ich sah ihn in seinem Blute liegen. Die Knechte ergriffen die Flucht. Ich ward von einem Streitkolben getroffen, daß ich in Ohnmacht fiel. Die Söldlinge verließen das Landhaus. Und wer war der Mörder meines Vaters?"

„Wer kann es gewesen sein?" fragte der Zeiselmatz mit bewegter Stimme.

„Hans Schwigger von Hohengundelfingen," rief Georg mit Verzweiflung aus. „Ist meine Rache nicht gerecht?"

„Gott, Gott!" seufzte der Alte und es überlief ihn ein kalter Schauer. „Was geschieht nicht Alles auf der Welt?„

„Als ich mich aus meiner Betäubung erholt und unter den Leichen hervorgearbeitet hatte," fuhr Georg fort, war Alles still im Schloße. Man vernahm keinen Laut. Die Diener und das Gesinde waren entflohen. Ich war allein da. Ich eilte nach dem Gemache, wo meine Mutter sein sollte. Allein was fand ich statt der Mutter? Eine Leiche! — Die beste aller Mütter war aus Schrecken gestorben. Alle hatten sie verlassen. Ich warf mich auf die theure Leiche und weinte heiße Thränen. Nun stand ich, kaum in die Jünglingsjahre eingetreten, allein in der Welt. O diese Erinnerung schmerzt mich tief!"

Der Jüngling schwieg. So roh das Herz des Alten war, so empfand er doch ein herzliches Mitleid und drückte Georg's Hand. Georg riß seine Hand schnell los und wischte sich die hellen Thränen aus den Augen.

„Du bist wirklich unglücklich, Georg!“ sprach der Zeiselmatz gerührt.

Allein Georg gab ihm keine Antwort.

„O ihr lieben Sterne,“ sprach er nach einem langem Stillschweigen, „bei euch droben ist die Mutter und sie weiß vielleicht nicht, daß ihr einziges Kind, ihr Georg, in der Welt herumirrt und in dem dunkeln Waldgras ein Lager sucht, ein unstätes Leben führend. Aber Vater, dein Wort hab' ich nicht vergessen!“ — — — Ich verließ mein Dorf. Nach zwei Tagen erfuhr ich, daß das Vermögen meines Vaters eingezogen sei. Ich war also arm; doch hatte ich noch diesen guten alten Dolch. Ich folgte dem Schändlichen, der mir die Mutter und den Vater gemordet, auf allen Schritten nach. Sein Tod war meines Lebens Ziel. Ich konnte ihn nicht finden. Endlich sah ich ihn ein Schiff besteigen, das ihn nach Rhodus führen sollte. Ich eilte ihm des Tags darauf nach, und als ich aus dem Hafen stieg, erblickte ich ihn allein, als er eben am Ufer des Meeres lustwandelte. Wie ein blutgieriger Tieger schlich ich ihm nach, und als es dunkel war, überfiel ich ihn. Ich stieß nach ihm; allein mein Dolch glitt an seinem Stahlgewande ab. Er drehte sich geschwind nach mir um, zog sein Schwert und hieb mir beinahe die Brust entzwei. Bube, rief er, ich kenne dich! Nur deiner Jugend verdankst du dein Leben, indem ich niemals mit Schurken kämpfe. Das vermehrte nur meine Rache. Seht hier noch den Denkzettel, den mir Hans Schwigger auf Rhodus angehängt hat.“

Und Georg löste das Kleid, das seine Brust bedeckte, und sah mit fürchterlicher Geberde auf den Alten.

„Da seht her, Alter!“ sprach er laut, „'s hat nicht wohl gethan.“

Man sah im Mondschein eine Narbe, die sich über die ganze Brust hinzog.

„Donner und alle Welt!“ rief der Zeiselmatz aus. „Ich hab' auch schon manchen Riß im Fleisch gehabt, aber eine solche Wunde — nein! das ist kein Spaß mehr!“

„Das will ich meinen,“ versetzte Georg und ballte die Faust, nachdem er sein Kleid zugeknöpft hatte, „aber

mein Zorn war noch nicht verraucht. Wer mich gerettet aus meiner Ohnmacht, das weiß ich nicht. Nur so viel ist mir bekannt, als ich erwachte aus meinem Fieber, da lag ich in einem Hospital der Johanniter und meine Wunde war sorgfältig verbunden. Und in diesem Spital sah ich meinen Todfeind oft und konnte ihm nicht schaden. Der That nahe, Alter! — Als ich wieder gehen konnte, sah ich auf der ganzen Insel keine Spur mehr von einem Feinde. Ich war erbost über mich. Ich erfuhr auch Nichts. Da schiffte ich mich denn ein und kam nach Genua, und als ich eines Abends am Hafen lustwandelte, hörte ich die Stimme des Schändlichen unter einem Haufen Bewaffneter. Ich folgte ihm Schritt für Schritt; ich ließ ihn nicht aus den Augen. Aber ich fand keine Gelegenheit, ihm den giftigen Dolch in's Herz zu bohren. Ich kam mit ihm nach Schwaben, immer von glühender Rachsucht erfüllt. Er sollte mir mit Gewalt in die Hände fallen. Als ich sein Schloß wußte, lauerte ich auf ihn; allein ohne Erfolg. Ich weiß nur so viel, daß er seine Burg mit Geschützen aller Art versieht."

„Und doch muß das Raubnest fallen!" rief der Zeiselmatz aus, „oder ich will lieber sterben."

Es entstand ein langes Stillschweigen. Georg wälzte sich im Grase und murmelte Worte vor sich hin, die der Zeiselmatz aber nicht verstand.

„An einem Abend fand mich der lange Frieder von Aufhausen in der Schenke," fuhr endlich Georg wieder fort, „ich gefiel ihm, und als er Waffen bei mir sah, so fragte er mich, ob ich Kriegsdienste suche. Ich sagte, daß ich überall eintreten wolle, wenn ich nur Rache üben könne an Hans Schwigger von Hohengundelfingen. Der lange Frieder meinte, wenn ich mich an das Bauernheer des Lauterthals anschlöße, würde ich meinen Plan ausführen können, und als er erfuhr, daß ich im Kriegshandwerk nicht unerfahren sei, so gab er mir Hoffnung, daß ich sogar ein Anführer werden könnte. So kam ich zu der Versammlung von der Schülzburg; das Uebrige wißt Ihr."

„Aber sage mir, Georg! woher nahmst du denn Geld zu deinen abenteuerlichen Zügen?“ fragte der Zeiselmatz ziemlich verlegen.

„Laßt diese Frage unbeantwortet,“ fiel Georg ein, „erzählt mir lieber Eure Geschichte!“

Allein anstatt zu antworten, sprang der Zeiselmatz schnell vom Boden auf, hielt die Hand über die Stirne und schaute unverwandt nach einem Punkte hin.

„Kreuzelement,“ rief er plötzlich aus, „der lange Frieder wird doch seine Sache nicht so gut gemacht haben. Wenn mich nicht alle meine Sinne trügen, so steht die ganze Lauffenmühle mit Scheune und Stallung lichterloh in Flammen.“

„Was sagt Ihr?“ sprach Georg und schaute nach der Gegend hin, „es ist richtig. Es ist die Lauffenmühle. Der rothe Hahn steckt oben auf der Hütte.“

„Das ist dein wohlverdienter Lohn,“ versetzte der Zeiselmatz kaltblütig, „wenn's der lange Frieder nicht gethan hätte, so wär' ich an's Werk gegangen. Wenn der Zeiselmatz ein Wort sagt, so läßt er nicht lange mit sich spotten.“

Georg und der Zeiselmatz schauten lange nach dem Orte hin, wo der ganze Himmel weithin geröthet war. Und wenn die Flammen helle rothe Bündel in die Höhe sandten, dann jubelte der Zeiselmatz laut auf vor Freude. Da ward plötzlich ein Geräusch im Wald gehört.

„Pst!“ erscholl es im Walde und eine schwarze Gestalt blieb unbeweglich stehen.

„Pst!“ ward zur Antwort gegeben.

„Tod dem Adel und den Pfaffen!“ sprach die Gestalt im Gebüsche.

„Tritt hervor, Frieder!“ rief der Zeiselmatz.

Der lange Frieder trat herzu und als er seine Genossen sah, wälzte er sich im hohen Grase mit ausgelassener Freude, so daß Georg und der Zeiselmatz überlaut zu lachen begannen.

„Hab' ich's gut gemacht?“ fragte der lange Frieder, und ein teuflisches Lachen spielte um seine Lippen.

„Mehr als gut,“ erhielt er zur Antwort.

Die Freunde setzten sich wieder nieder. Der lange Frieder zog Erfrischungen aus der Tasche. Alle griffen

wacker zu und liessen sich's wohl schmecken. Nach einer Stunde trennten sie sich, nachdem sie über Vieles gesprochen hatten.

„Also übermorgen auf dem Deutschbuch," sprach der Zeiselmatz und nahm Abschied.

Und ein Jeder ging seinen eigenen Weg durch den Wald.

Zwölftes Kapitel.

Ein Spiel des Schicksals.

Der Edle von Reichenstein war auf dem Schlosse Mochenthal angekommen. Er war von Pater Wolf sehr freundlich aufgenommen worden, und ließ sich neben dem ehrwürdigen Bruder auf einem weichen Armstuhle nieder. Der gute Fridolin, der von dem Propst mehr wie ein Sohn, als ein Diener behandelt wurde, brachte Erfrischungen aller Art. Der Reichensteiner ließ sich Alles trefflich munden. Die Brüder sprachen über Mancherlei: über den Ernst der Lage, über die Aussicht auf Ruhe im Vaterlande.

„Uebermorgen ist eine große Versammlung auf dem Deutschbuch," sagte der Reichensteiner.

„Was soll da ausgemacht werden?" fragte Pater Wolf. „Es wird doch nicht bald zum Losschlagen kommen?"

„Man kann's nicht wissen," sagte der Reichensteiner, „die Köpfe sind erhitzt und man muß sich auf Alles gefaßt machen."

„Hat der Adel Jemanden aufgestellt, der Bericht über die Versammlung erstattet?" fragte der Propst von Mochenthal.

„Ich habe den Geigerjörgle abgeschickt," gab der Reichensteiner zur Antwort und stürzte einen Becher Wein hinunter.

„Das ist sehr ungeschickt," erwiederte der Propst von Mochenthal, „wenn die Bauern den Geigerjörgle sehen, so kommt er nicht mit heiler Haut davon. Auf ihn ha-

ben's die Aufrührer besonders abgesehen. Sie halten ihn für einen Spion, und wenn sie ihn erwischen, so schlägt ihn der Zeiselmatz oder einer seiner Gesellen unbedingt todt. Da wäre mir der Lauffenmüller doch lieber gewesen."

„Ist er etwa beliebter?" fragte der Reichensteiner schnell, „hat man ihm heute Nacht nicht den rothen Hahn auf's Dach gesetzt?"

„Was?" rief der Propst entrüstet aus, „das ist geschehen? Mein Gott, welche Verbrechen werden noch aus diesem Freiheitsschwindel hervorgehen!"

Und der Greis seufzte tief auf.

„Es wird Ernst," sagte er endlich mit zitternder Stimme, „es ist um den Frieden im Thale geschehen."

„Ist dir aller Muth verloren gegangen, mein Bruder!" fragte der Reichensteiner, „seit du das Schwert mit dem Psalter vertauscht hast? Haben die festen Mauern unserer Burgen in deinen Augen allen Werth eingebüßt? Haben wir nicht wackere Arme, um unsere Schlösser zu schützen? Und sind unsere Lanzknechte weniger tapfer denn früher? Laß den Muth nicht sinken, Bruder! Die Bauern werden mit langer Nase abziehen, wenn sie unsern Mauern nahe kommen."

Der Reichensteiner erhielt keine Antwort. Er wunderte sich nicht wenig über des Propstes Gesinnung.

„Ich kann dich nicht begreifen," sprach endlich der Reichensteiner wieder, „du warst ja ehedem ein gefürchteter Degen. Ich bitte dich, zeige dich den wilden Horden gegenüber nicht schwach und ängstlich. Bewähre deinen alten Muth und sie werden vor dir zittern."

„Ich bin nicht mattherzig, Bruder!" entgegnete Pater Wolf, „aber wir sollten doch so viele Freunde erwerben, als es uns möglich ist. Es thun uns Bundesgenossen Noth."

„Wozu haben wir den schwäbischen Bund und den Kaiser?" fragte der Reichensteiner hitzig, „wenn sie uns nicht helfen können, so sollen sie das Regiment niederlegen."

„Das ist leicht gesprochen," erwiederte der Propst von Mochenthal, „wenn allerwärts der Aufruhr losbricht, was hilft die Handvoll Söldlinge des Bundes?

Und kann der Truchseß von Waldburg an einen ernstlichen Widerstand denken, wenn er in seinem eigenen Gebiete vollauf zu thun hat? Und der Kaiser hat Feinde genug; da plagt ihn der neue Glaube, der in Wittenberg seine Geburtsstätte hat; in Italien sitzt ihm der Franzose auf der Ferse und an der Donau unten da droht ihm der Erbfeind der Christenheit, der Türke."

Der Reichensteiner ward nachdenklicher.

„Bruder, es liegt viel Wahres in deinen Worten," sprach er endlich nach kurzem Besinnen, „wir müssen uns Freunde machen."

„Deßhalb frage gleich in deiner Nähe an," fiel der Propst ein. „Am Fuße deiner Burg haust der Lauffenmüller; er ist ein braver Mann und du willst ihm widerrechtlich die besten Ackergründe nehmen."

„Ich?" fragte der Reichensteiner schnell.

„Diese Gründe gehören der Abtei Zwiefalten und du hast es zuvörderst nicht mit dem Lauffenmüller, sondern mit mir zu thun," sagte Pater Wolf mit Ernst. „Willst du mit mir Streit haben?"

Der Reichensteiner schwieg.

„Antworte nur, Bruder," fuhr der Propst von Mochenthal fort. „Ausreden lasse ich heute nicht gelten. Es handelt sich darum, daß wir den Lauffenmüller für uns gewinnen. Er kann dem Adel und dem Kloster Zwiefalten große Dienste leisten. Er wird mit den Bauern unterhandeln; jedenfalls wird er den Ausbruch der Empörung so lange hinhalten, bis der Adel vollständig gerüstet ist. Nochmehr: das Schicksal, das ihm heute Nacht widerfuhr, wird alle Bessergesinnten im Thale für ihn gewinnen. Und das soll dich nicht zur Nachgiebigkeit bestimmen?"

„Du hast Recht, Bruder!" fiel der Reichensteiner schnell ein, „der Handel mit dem Lauffenmüller ist vergessen."

Der Propst von Mochenthal stand auf und lief nach der Thür.

„So will ich den Lauffenmüller holen," sagte er lächelnd, „er ist in diesen Mauern. Vor einer Stunde kam er an, mir sein Unglück zu melden. Er hat sein Weib bei sich, die gute Veronika. Als ich dich kommen

sah, behielt ich ihn da und sagte ihm, ich werde dich nicht gehen lassen, bis Friede zwischen euch geschlossen sei. Und das Werk ist mir gelungen."

„Das ist ja prächtig," rief der Reichensteiner entzückt aus und lachte aus vollem Halse.

Der Lauffenmüller trat mit seinem Weibe ein. Der Reichensteiner lief ihm entgegen und schüttelte ihm die Hand.

„Unser Handel ist vergessen," sprach er mit kräftiger Stimme. „Wir sind wieder alte Freunde, und der Abt von Zwiefalten wird Euch nach den Unruhen eine schönere Mühle bauen lassen."

„Das ist ein viellieber Hoffnungsstrahl in meinem Unglück," sagte der Müller, „ich werde es nicht vergessen."

„Ich danke euch, gnädiger Herr!" entgegnete die Müllerin. „Ich will für Euch und Agnes beten."

Das gute Weib mußte eine Thräne im Auge zerdrücken. Sie war sehr gerührt und küßte die Hand des Reichensteiners. Der Lauffenmüller aber freute sich über die Massen.

„Jetzt hab' ich das schönste Gut im Thale," sagte er mit Freuden, „alles Unglück sei vergessen."

Da trat der Propst von Mochenthal zur Müllerin.

„Veronika," sagte er leise, „da nehmt das Geld; Ihr werdet es brauchen. Ihr dürft mir's zurückgeben, wenn Ihr könnt. Im Unglück thut Einem so Etwas gut."

Die Müllerin dankte unter Thränen. Dann ging der Propst zum Lauffenmüller. Er ergriff seine Hand und drückte sie mit Herzlichkeit.

„Lauffenmüller," sprach er, „übermorgen geht Ihr nach dem Deutschbuch. Dort kommen die Bauern zusammen; unterhandelt mit ihnen; versprecht ihnen Erleichterung und verhindert einen gewaltsamen Ausbruch der Meuterei. Sucht zu beschwichtigen, ermahnt, droht — wenn Alles Nichts hilft. Wendet das Unheil von unserm Thale. Ich setze in Euch Alles Vertrauen."

„Ich will Euer Vertrauen bewähren," sagte der Lauffenmüller kurz und nahm Abschied.

„Siehst du, Jacob!" sprach die Müllerin zu ihrem Manne, als sie auf der Treppe waren, „wie gut der

Vater Wolf ist, und du wolltest ihm auch untreu werden. Schäme dich!"

„Daran war allein der Reichensteiner Schuld," versetzte der Lauffenmüller kleinlaut, und nahm sein Weib am Arme und führte sie hinab in's Thal.

Dreizehntes Kapitel.

Eine Versöhnung.

Der Edle von Reichenstein schritt im Gemache auf und nieder. Man sah ihm an, daß er gut gelaunt sei. Sein graues Haar war zierlich geordnet, und auf seinen vollen weißen Bart war er ganz besonders stolz. Er hatte trotz seines Alters immer noch ein sehr rüstiges Aussehen. Der Wein, den er genossen, hatte eine leichte Röthe auf seine Wangen geworfen. Er war allein im Gemache; alle schweren Gedanken schienen bei ihm verscheucht zu sein. Er trat an's Fenster. Die herbstliche Natur gefiel ihm; sie erschien ihm als ein getreues Abbild eines glücklichen Tages. Die Sonne glänzte am Himmel und kein Wölkchen war am Firmamente zu sehen. Die Blätter des nahen Forstes prangten in dem wundervollsten Lichtschimmer in mancherlei Farben. Dieser Anblick erheiterte das Gemüth des Reichensteiners noch mehr. Da trat der Propst von Mochenthal wieder in das Gemach. Er drehte sich um und sah seinen Bruder.

„Es ist doch etwas Schönes um den lieben Herbst," fing der Reichensteiner zu reden an und ergriff die Hand seines Bruders, „er ist mir immer ein Sinnbild des glücklichen Alters."

„Ja, mein Bruder!" sagte der Propst von Mochenthal, „wie der Herbst alle Speicher füllet und Alles mit Freude und Jubel erfüllt, weil die Arbeit des Jahres ihre Frucht getragen, so ist es auch mit dem Herbst des Lebens: auch da sollen wir Früchte getragen haben — wir sollen reich sein an Tugenden jeglicher Art, damit wir nicht zu zittern brauchen, wenn der Tag der Ernte kommt und unser Leib reif ist für die Sense des Todes."

„Und seltsam!" sprach der Reichensteiner nach einem kurzen Stillschweigen, „ich glaube, im Alter macht auch jede gute That einen bessern Eindruck auf das Herz. Ich weiß nicht, wie sonderbar es mir zu Muthe ist. Mein Herz möchte aufjubeln vor Lust und Entzücken, und wenn ich noch in den Frühlingstagen des Lebens stünde, so würde ich ein Lied singen aus voller Brust: so wohl ist's mir um's Herz."

„Das kommt daher, weil du dich mit einem braven und rechtschaffenen Manne ausgesöhnt hast," sagte der Propst, „daß du dich mit dem wackern Lauffenmüller auf einen guten Fuß gestellt hast. Siehe, früher hast du bei diesem Namen Aerger und Unmuth empfunden, und jetzt nach vollzogener Versöhnung lacht dir das Herz, wenn du an den biedern Mann denkst. Das ist der Lohn der guten That. Aber noch lange nicht ist dein ganzes Herz von jeder Spur des Stolzes und des Eigensinns befreit; du hast noch Manches gut zu machen. Nimm es mir nicht übel, wenn ich so mit dir rede. Du kannst es dir nicht verhehlen; es muß noch Manches besser werden."

„Mein lieber Bruder, was ist das für eine seltsame Rede?" rief der Reichensteiner betroffen aus. „Warum sprichst du in so ernsthaftem Tone mit mir? Was liegt dir auf dem Herzen?"

„Setze dich mit mir an den Tisch," versetzte der Propst von Mochenthal mit Milde und Schonung, „ich habe mit dir noch ein wichtiges Wort zu sprechen."

Und er nahm den Reichensteiner an der Hand und führte ihn zu seinem Sitze zurück.

„So laß uns jetzt als betagte Männer ernsthaft reden," sprach der greise Pater zum Reichensteiner. „Ich lasse dich nicht von der Stelle, bis du den zwei Herzen den Frieden gegeben."

„Was soll das?" rief der Reichensteiner verwundert aus. „Willst du den Handel mit dem Edlen von Hohengundelfingen wieder in mir auffrischen? Ich bitte dich, lieber Bruder, laß mich mit dieser Geschichte in Ruhe."

Die Brüder schwiegen. Dem Propst von Mochenthal entging es aber nicht, daß in dem Herzen seines Bruders bereits mildere Gefühle sich zu regen begannen.

Er beobachtete alle Bewegungen, welche sich in den Gesichtszügen verriethen.

„Mit diesem nutzlosen Stillschweigen kommen wir nicht an's Ziel," versetzte der Propst von Mochenthal mit Würde. „Du mußt dich mit Hans Schwigger von Hohengundelfingen versöhnen. Das verlangt von dir die Gefahr, welche den Adel bedroht und das will das Glück deines einzigen Kindes."

„Bruder, du reissest alte Wunden auf," sprach der Reichensteiner gelassen. „Deine Worte thun mir wehe. Du weißt nicht, wie schmerzlich mich der Edle von Hohengundelfingen beleidigt hat. Ich kann diese Geschichte kaum vergessen. Wenn mein Arm nicht gewesen wäre, so hätte er meinen besten Freund ermordet. Du kennst die Geschichte."

„Im Allgemeinen," gab der Propst zur Antwort, „und sei sie, wie sie immer wolle — meinethalb noch so verwickelt; ein Friede wird geschlossen werden können. Laß' hören!"

„Es mögen vier Jahre verflossen sein," begann der Reichensteiner, „als ich einige heitere Wochen bei meinem Freunde dem Truchseß Georg von Waldburg, den ich von Herzen liebe, zugebracht habe. Es waren recht vergnügte Tage; ich werde sie nicht vergessen Am Tage zogen wir auf die Jagd und hetzten das edle Wild und zogen weithin durch den dunkeln Forst. Laut erschallten die Hörner und Trompeten. Die Damen saßen auf den reichgeschmückten Rossen und folgten fröhlich dem heitern Zuge. Die Falken flogen in die Lüfte und die gierige Meute der Jagdhunde setzte über Busch und Graben. Das war ein Leben, mein Gott! — nun ging es an ein Lachen, Scherzen und an ein Kichern! Die Ritter suchten sich hervorzuthun und Einer wollte den Andern in der Führung der Mordgewehre überbieten. So ging es an einem frischen Herbstmorgen hinaus in den weiten Forst, und es sollte ein abgelegener Theil der Waldungen durchstreift werden. Die Jagdgesellschaft trennte sich und sollte auf das Signal des Hornes sich schleunigst versammeln. Schon mochten zwei Stunden verflossen sein; schon war der Mittag nahe: da stieß der Truchsetz von Waldburg in's Horn und alle Ritter und

alle Damen kamen — bis auf Hans Schwigger, der kaum erst in's höhere Jünglingsalter eingetreten war und — — — es überkommt mich ein heiliger Zorn, wenn ich mich dessen erinnere! — auch Agnes mit ihrer Zofe fehlte. Ich erschrack und ahnte Nichts; aber Gerhard von Steinberg erbot sich mir, Agnes zu suchen, wenn sie nach einer halben Stunde nicht eintreffen sollte. Ich bat den Truchsetz, nochmal in's Horn zu stoßen; es erfolgte keine Antwort. Nach einer Stunde, da ich und Gerhard vergebens und voll Ungeduld gewartet hatten, bestiegen wir unsere Rosse und trennten uns im tiefen Walde Ich ritt nach Westen, Gerhard von Steinberg flog auf seinem Renner gen Süden. Ich trieb meinen Zelter unaufhaltsam voran — und achtete nicht auf die zusammenschlagenden Zweige über meinem wallenden Federbusche. Ich fand keine Spur von Agnes und kehrte mißmuthig zurück. Eine Stunde verging; Agnes war noch nicht da; aber Gerhard von Steinberg erschien und war außer sich vor Wuth. Er gab mir einen Wink und ich trat zu ihm und führte ihn mit Theilnahme zur Seite. Er erzählte mir den Grund seiner Aufregung."

„Und was mußtest du erfahren?" fiel ihm der Probst von Mochenthal ein, „gewiß nur leere Kleinigkeiten, die Nichts bedeuten werden."

„Was, wie kannst du, mein Bruder! zu einem solchen Urtheil kommen? Wie kannst du eine so vorschnelle Meinung fassen?" rief der Reichensteiner hitzig aus. „Wie kannst du ein solches Mißtrauen in meine Worte setzen?"

„Bleib' ruhig, Bruder!" bat der Propst von Mochenthal, „bei Hitze und Uebereilung kommt nichts Gutes heraus."

Der Reichensteiner erhob sich rasch von seinem Sitze und sprang nach dem Fenster, um Luft zu schöpfen.

„Setze dich, Bruder," sprach der Propst, „es ist mir leid, daß ich dich unterbrochen habe. Es war keine böse Absicht dabei."

„So sagst du immer," fuhr der Reichensteiner zornig heraus, indem er sich in seinen Sessel warf, „du siehst

immer nur meine Schwachheiten, und die Fehler Anderer erscheinen dir stets im mildesten Licht."

„Fahre ruhig fort, ich bitte darum," sagte Propst Wolf und drückte dem Bruder die Hand mit aller Herzlichkeit und Wärme.

„Gerhard von Steinberg sagte mir auf meine Frage, wo Agnes sei, daß sie mit dem bartlosen Hans Schwigger von Hohengundelfingen auf einer Steinbank am Ende des Waldes gesessen habe und vertraulich geplaudert hätte," fuhr der Reichensteiner etwas ruhiger fort. „Die Zofe war in der Nähe und pflückte die herbstlichen Waldblumen und band sie in einen Kranz, den sie mit der leichtesten Art von der Welt dem schäkernden Paare zuwarf. Gerhard von Steinberg, ein Ritter ohne Furcht und Tadel — das muß ihm sein Todfeind bezeugen! — kam eben zur rechten Zeit; er hätte es nicht besser treffen können."

„Nicht wahr, dein Freund Gerhard von Steinberg findet an deiner Tochter Agnes ein besonderes Vergnügen, weil er sie vor Jahren schon seinem zweiten Sohne freien wollte?" fragte der Prost von Mochenthal gleichgültig und lächelte schalkhaft dazu.

„Das ist richtig," versetzte der Reichensteiner mit Ernst.

„Nun das wollte ich nur fragen," erhielt er zur Antwort, „und nun fahr' fort. Dieser Umstand gehört doch nothwendig zum Ganzen."

„Gerhard von Steinberg ritt stolz vor den Edlen von Hohengundelfingen," sprach der Reichensteiner weiter, „und fragte den frechen Jüngling, wie er sich unterstehen könne, mit einer so edlen Dame sich vom Jagdzug zu entfernen und ihre Ehre und ihren guten Ruf auf eine so gefährliche Probe zu stellen. Der Jüngling wies statt aller Antwort auf die Zofe hin, die schüchtern und verblüfft herzutrat. Agnes selbst ward blaß im Gesicht. Da nun Gerhard von Steinberg keine Antwort erhielt, trat er dem stolzen Jüngling gegenüber derb auf, und ließ so Etwas von Schurkerei fallen und machte eine Anspielung auf den seligen Herren von Hohengundelfingen. Das wurmte dem jungen Brausekopf gewaltig im Kopfe; er forderte den Gerhard von Steinberg; allein

Gerhard lachte höhnisch und wandte sein Roß, um Agnes mitzunehmen. Feigling, stehe mir! rief der Jüngling aus, entsetzlich aufgebracht über die Geringschätzung, welche ihm widerfuhr, und warf den Ritter vom Pferde, daß er zwei Mal überstürzte. Und was sagst du zu diesem Auftritte?"

„Hans Schwigger von Hohengundelfingen war ganz in seinem Recht," sprach der Propst, „ich an seiner Stelle hätte es auch so gemacht."

„Da soll man hören!" rief der Reichensteiner aus und schlug mit dem Becher fest auf den Tisch. „Du nimmst es so leicht?"

„Ich war dem Jüngling stets gewogen und hab' ihn wie meinen Sohn geliebt," sagte Pater Wolf gelassen. „Ich habe ihn gebildet, ich habe ihn erzogen: von mir allein empfing er diesen stolzen Sinn. Was wäre aus ihm geworden, wenn ich mich seiner nicht angenommen hätte? Ach, der Adel in Lauterthal hätte es gerne gesehen, wenn die Familie der Edlen auf Hohengundelfingen aufgehört hätte, damit er sich hätte durch den Zerfall dieses Geschlechts bereichern können."

„Warum hat aber der Truchseß von Waldburg den Brausekopf alsogleich nach diesem peinlichen Auftritte entlassen?" fuhr der Reichensteiner fort, „wenn er in seinem Recht gewesen wäre, warum hat er ihn nicht behalten?"

„Du urtheilst nach dem Scheine," versetzte der Propst von Mochenthal. „Ich allein war die Ursache, daß Hans Schwigger aus dem Heere des schwäbischen Bundes seinen Abschied nahm, wo er doch in den Edlen von Steinberg stets mächtige Gegner gehabt haben würde. Ich allein gab ihm den Rath, Deutschland zu verlassen, und nach Italien mit den Schaaren des Kaisers zu ziehen, um diesem gegen seine welschen Feinde zu helfen. Und Hans Schwigger hat mit Ehren gekämpft und ist ein Liebling des Kaisers geworden, der ihn mit Auszeichnungen überhäufte. Nach der Beendigung des Krieges zog er nach Rhodus und focht gegen die Türken. Ein wahrer Ritter ohne Furcht und Tadel! Einen solchen Helden dürfen wir keineswegs verachten. Und wenn ihm deine Tochter Agnes die Hand reicht, so dürfen wir uns

dessen nicht nur nicht schämen, sondern der Glanz der Reichensteiner und der Edlen von Hohengundelfingen wird in der Familie fortleben — so Gott will, bis in die fernsten Zeiten. Ich bin stolz auf meinen Freund und Schüler. Ich hab' ihn vor meinem Tode noch einmal gesehen, und mein Herz hat vor Entzücken laut aufgejubelt. Was urtheilst du nun?"

Der Reichensteiner schwieg. Er stützte sein Haupt mit beiden Händen und versank in ein tiefes Nachdenken.

„Was sagst du nun?" fragte der Propst nach einer Weile und ergriff die Hand des Bruders, „bleibst du bei deiner Ansicht?"

„Die Handlungsweise des Edlen von Hohengundelfingen erscheint mir in einem milderen Lichte," gab der Reichensteiner zur Antwort. „Ich weiß, was man der Ritterehre eines feurigen Jünglings zumuthen kann. Ich habe eine ähnliche Erfahrung gemacht."

„Deßhalb sei billig, Bruder!" sagte der Propst und lächelte. „Ich denke, Agnes hat gut gewählt, und wir sollten auch nach dieser Seite hin Frieden schließen."

„Frieden schließen?" wiederholte der Reichensteiner nachdenklich.

„Ja, Bruder, so denke ich," versetzte der Propst von Mochenthal mit fester Stimme. „Ich habe mich zwar aus der Welt zurückgezogen und lebe einsam und ruhig in meinen Mauern, bis der Tod mir bettet. Allein das darf ich dir nicht verhehlen und ich habe es dir bereits früher gesagt: die Verbindung der Reichensteiner mit dem Adelsgeschlechte der Edlen von Hohengundelfingen war nicht bloß mein Wunsch, sondern es war seit lange her mein Lebenszweck. Nicht umsonst habe ich den Freuden und Genüssen der Familie entsagt, als ich den Rosenkranz ergriff und dem Kriegshandwerk ein ewiges Valet zurief; der hat mich neben einer tiefen christlichen Ueberzeugung auch dieser Zweck geleitet. Und nun, mein Bruder, gieb' mir deine Entscheidung!"

Allein der Reichensteiner blieb stumm, und er schaute betroffen auf den Bruder.

„Du bist ein edler Mann," rief endlich der Reichensteiner verwundert aus, „ich war im Irrthum." Ich ließ mich von den Leidenschaften verblenden und glaubte

den gleißnerischen Worten eines Freundes, der vom Eigennutz dazu angetrieben wurde Du hast tiefer gesehen, Bruder, und nach deinem Wunsche soll es geschehen."

„O, wie freue ich mich!" rief der Propst von Mochenthal überrascht aus, „endlich bist du zur Einsicht gekommen."

„Hans Schwigger von Hohengundelfingen hat die schönste Burg im Thale," sprach der Reichensteiner, „er hat ein vortreffliches Rittergut, ist tapfer und edel — ist ein wahrer Ritter, wie du sagst, mein Bruder!"

„Kannst du dir einen besseren Eidam wünschen?" versetzte der Propst mit lauter Stimme. „Warum hat Agnes ihre Hand dem Edlen von Steinberg beharrlich verweigert? Warum konnte sie sogar dein Unmuth nicht auf andere Gedanken bringen? Sie sah des Edlen von Steinberg Eigennutz: Hans Schwigger aber bot ihr sein Herz Was ist mehr werth?"

„Agnes soll den Freund ihres Herzens besitzen," sprach der Reichensteiner gerührt, „er mag sie zum Altare führen."

„Das hat dir ein guter Engel eingegeben," rief der Propst freudig aus. „Ein himmlischer Geist hat dein Herz so glücklich umgestimmt. Die Treue deiner Agnes war rührend: sie soll belohnt werden."

„Morgen ist auch der Jahrestag meiner Verlobung," gab der Reichensteiner zur Antwort, „und da wollen wir ein Freudenfest halten. Ich habe alle Edeln des Lauterthales zu mir beschieden, um mit ihnen über die Gefahr zu reden, in welchen der Adel und die Abtei Zwiefalten schweben. Wir können den Verlobungstag meiner geliebten Agnes mit Hans Schwigger zusammen feiern."

„Und bald soll die Hochzeit sein," fiel der Propst von Mochenthal mit heiterer Stimme ein, „in unserer Zeit bedarf ein edles Weib eines kräftigen rüstigen Armes und das Alter muß eine Stütze haben"

„So soll es sein," versetzte der Reichensteiner mit lächelndem Munde.

Er erhob sich von seinem Sitze und ergriff die Hand seines Bruders; er schloß ihn in seine Arme ein und küßte ihn.

„Das war ein feiner Plan, mein Freund!“ sagte er schalkhaft lächelnd, „und ich will der Edle von Reichenstein nicht mehr sein, wenn du seit der Abreise des Edlen von Hohengundelfingen nicht eine Verbindung desselben mit meiner Agnes hinter meinen Rücken unterhalten hast, Schalk!“

„Du sagst es,“ sprach der Propst von Mochenthal und drückte den Bruder innig an sein Herz.

Vierzehntes Kapitel.

Die Versammlung auf dem Deutschbuch.

Südlich von der Abtei Zwiefalten erhebt sich zwischen der Aach und dem Altbach eine Anhöhe, welche vom Donauthale her leicht sichtbar ist. Die Anhöhe ist gut bewaldet und ist durch das Kesselthal und das Thal von Friedingen von der übrigen Alb getrennt. Auf dieser Anhöhe besaß die Abtei Zwiefalten schon seit der Zeit Kuno's und Luitbold's von Achalm, die Stifter des Klosters, einen ansehnlichen Waldbezirk, welcher mit Marken und Gräben eingefaßt war und gemeinsam der „Deutschbuch“ genannt wurde. In der Mitte des Waldes lag ein ziemlich weiter freier Platz, wo auch alljährlich ein starkbesuchter Jahrmarkt abgehalten wurde, und den jeder Bauer der Umgebung gut kannte. Der Tag war angebrochen, in welchem sich das Volk der Umgegend hier versammeln sollte.

Schon dämmerte der Tag der Entscheidung im fernem Osten herauf. Ein dichter grauer Nebel lag im Thale. Langsam drang das Morgenlicht durch den Schleier, und wenn auch einzelne Sonnenblicke in die Tiefe drangen, so hob sich der Nebel wieder und bedeckte die Sonne mit einem undurchdringlichen Mantel. Schon war es zehn Uhr und doch lag der Nebel noch schwer auf der Erde, und je näher die Zeit heranrückte, in welcher die Versammlung auf dem Deutschbuch eröffnet werden sollte, desto dichter wurde der Nebel, so daß man nur auf wenige Schritte sehen konnte. Die Luft war rauh und drang ziemlich scharf an die Wandernden

heran. Dessenungeachtet wälzte sich eine ungeheure Menschenmenge dem Orte der Versammlung zu, und als die Stunde des Mittags herangenaht war, war der weite Platz dicht mit Menschen angefüllt. Der Zeiselmatz hatte seine Absicht vollkommen erreicht. Der lange Frieder war außer sich vor Freude und Georg mischte sich mit mehreren Unzufriedenen, die er in dem Wald in der Nähe der Schülzburg kennen gelernt hatte, unter das Volk, um es für den Aufstand vorzubereiten.

„Heut' oder nie ist die Entscheidung gekommen," sagte der Zeiselmatz zum langen Frieder.

„Halte dich wacker, Freund!" gab der lange Frieder zur Antwort.

„Ein Jeder der Eingeweihten wird seine Pflicht thun," versetzte der Zeiselmatz und verschwand in dem Volkshaufen.

Der stille „Deutschbuch" hatte sich in einen gefüllten Platz voll wogender Menschen umgestaltet. Das Volk drängte und drückte sich; Jeder wollte in die Nähe der Tribüne kommen, welche für die Sprecher aufgerichtet war. Die Versammlung war jetzt schon ziemlich aufgeregt, obgleich Viele aus bloßer Neugier hieher gekommen waren. Die Handwerker der nahen Städte hatten ihre Läden geschlossen; die Familienväter hatten Weib und Kind verlassen, und aus dieser Fluth von vielen tausend Köpfen ragte das Haupt des langen Frieders von Aufhausen sehr bemerkbar hervor. Man hörte schon einige Rufe, wie: „Es leben die Bauern!" oder: „Es lebe der Bundschuh!" — aber in der Menge zündeten sie noch nicht. Unter den Volkshaufen hatten sich mehrere launige Jünglinge gemischt, welche Freiheitslieder oder Spottlieder auf den Adel und die Klöster sangen, wozu sie Georg gut abgerichtet hatte. Auch der Lauffenmüller war unter dem Haufen; er redete lebhaft und war bald hier bald dort: er suchte zu beschwichtigen und zu vermitteln, und er fand aufmerksame Zuhörer; denn sein Anhang war immer noch bedeutend und sein Einfluß groß.

„Verflucht," sagte der Zeiselmatz, als er den Lauffenmüller sah und die Erfolge seiner Worte mit eigenen Ohren vernahm. „Könnt' ich den Verräther zermalmen!"

In diesem Augenblicke trat der lange Frieder hinzu. Er bemerkte den Unwillen seines Genossen.

„Was giebt's?" fragte er schnell und blickte auf seine Umgebung, als ob er Gefahr vermuthete.

„Sieh dorthin," sagte der Zeiselmatz kurz und knirschte mit den Zähnen, „der Lauffenmüller ist da."

„Ich breche ihm heut' noch das Genick," versetzte der lange Frieder voll Wuth und Ingrimm.

Und mit diesen Worten verschwand der er in dem Getümmel des Volkes.

Die Mittagsstunde war gekommen. Endlich verkündigte ein lauter Trommelschlag dem harrenden Volke, daß die Berathungen beginnen sollten. Die tobende Menge schaarte sich um eine Erhöhung, welche aus Steinen aufgeführt und mit Moos und Rasen bedeckt war. Ein zweiter Trommelschlag ermahnte zur Ruhe; aber es währte lange, bis das summende Getöse zum Schweigen gebracht wurde. Der Zeiselmatz bestieg die Erhöhung. Er hatte eine Rolle unter dem Arme. Sein wilder Blick schweifte über die Menge hin. Er winkte mit der Hand zum Zeichen, daß er reden wolle. Er mochte sich nicht ganz sicher dünken; denn in einer Tasche hatte er ein Pistol, dessen Lauf in der Nähe gut zu sehen war. Der Lauffenmüller stand in der Nähe der Erhöhung und faßte ihn scharf in's Auge. Endlich begann der Zeiselmatz zu reden.

„Liebe Leute, Bauern und gemeine Söldner!" sagte er mit lauter Stimme, daß es Alle hören konnten, „ein schweres Joch liegt auf uns. Ihr Alle wißt es, wie der Adel und die Klöster das Landvolk drücken und bedrängen. Wir haben kein Recht, wir sind Sklaven nur, und Reiche mästen sich mit unserm Schweiße. Wir haben im Leben bloß die Arbeit und die Mühen; die Früchte derselben fließen in sündhafte Hände. O könnte ich Worte finden, den Nothschrei zu schildern, der durch das ganze Volk dringt und auch in unserm stillen Thale einen bedeutenden Nachhall gefunden hat! Diese zahlreiche Versammlung ist mir ein Beweis."

Und nun ergieng sich der Zeiselmatz in einer lebhafte Schilderung der Leiden des Volkes und wählte so glückliche Ausdrücke, daß die Leidenschaften der Menge

erwachten. Wie ein geübter Aufwiegler ließ er es an Uebertreibungen und Entstellungen nicht fehlen und geschickt warf er den Zunder des Aufruhrs in die unbewachten Herzen. Es entstand ein heftiges Gemurmel. „Nieder mit dem Adel und den Klöstern!“ hörte man rufen, und in diesen Schlagworten, welche bald da bald dort ertönten, fiel der Haufen einstimmig ein. So hatte es wenigstens den Anschein. Der Zeiselmatz rollte ein Schriftstück auseinander. Es waren die zwölf Artikel, welche die Bauern in Oberschwaben ihren Herren vorgelegt hatten. Er las sie mit lauter Stimme vor und bei jedem wichtigen Satze machte er seine Bemerkungen, welche mit stürmischem Beifall aufgenommen wurden. Die Verschworenen von der Schülzburg schrieen am lautesten und thaten ihre Schuldigkeit besser, als es der Zeiselmatz erwartet hatte.

„Ihr habt gehört,“ rief der Zeiselmatz aus, als er mit dem Vortrage der zwölf Artikel fertig war, „was das arme Volk allüberall verlangt, wollt ihr zurückstehen?“

„Nein, nie und nimmer!“ erscholl es aus dem Volkshaufen.

„Wer etwas Besseres weiß, der möge hervortreten,“ rief der Zeiselmatz. „Wollt ihr noch mehr?“

„Unser Recht! Nieder mit dem Adel!“ brüllte der Haufen.

„Nieder mit den Pfaffen!“ tönten einzelne Stimmen nach.

Es entstand eine Stille. Die Bauern streckten die Köpfe zusammen und wußten den seltsamen Auftritt nicht zu deuten. Der Lauffenmüller trat aus dem Haufen hervor und drängte nach der Erhöhung hin. Er stand da und ward von Freunden und Genossen geschützt, die ruhiger dachten, als die aufgeregte Menge.

„Laßt mich reden, Zeiselmatz!“ sprach er mit Festigkeit, „ich bin anderer Meinung, als Ihr und Eure würdigen Genossen.

Der Zeiselmatz wollte die Erhöhung nicht verlassen; allein ehe er sich umsah, hatte ihn der Müller mit seinen kräftigen Armen erfaßt und riß ihn herab vom Rednerstuhle, ohne daß es Jemand merkte. Der Zeisel-

matz mußte es geschehen lassen; er wußte, daß der Müller nicht ohne Anhang war, auch war er vorsichtig genug und wußte, was von der Entschiedenheit des Volkes zu erwarten war.

Als der Lauffenmüller auf der Erhöhung sichtbar wurde, so stießen Viele die Köpfe zusammen und bewunderten seinen Muth.

„Der Lauffenmüller!“ ging es durch die Menge, „da seht, der hat Muth!“

Allein der Lauffenmüller ließ sich nicht aus der Fassung bringen und gab ein Zeichen, daß Alle schweigen möchten.

„Meine Freunde von der Alb und dem Thale,“ fing er mit lauter Stimme zu reden an, „man hat euch eben ein Bild von der Lage des armen Volkes im Schwabenlande vorgehalten. Ich selbst weiß, was ihr zu leiden habt. Ich bin ja selbst aus dem Volke und liebe das Volk, das dürft Ihr mir Alle glauben, denn ich habe meine Liebe zum Volke bewiesen.“

Man sah Zeichen der Zustimmung in dem Volkshaufen und in manchen Gesichtern glänzte ein heller Freudenstrahl.

„Der Adel und die Klöster, denen ihr unterthan seid,“ fuhr der Lauffenmüller mit guter Ueberlegung fort, „wissen und sehen ein — das kann ich euch Allen versichern! — daß sich das Verhältniß zwischen Herrn und Knecht, zwischen Regent und Unterthan, wie es jetzt besteht, nicht mehr halten läßt; und sie denken ernstlich an Verbesserung eurer Lage. Es sind das keine leere Worte, mit denen man euch ködern oder hinhalten will. Vertrauet mir! Ist nicht der Abt von Zwiefalten ein wohlthätiger Mann? Rühmt ihr nicht selbst die Güte des Propstes von Mochenthal, den ihr Vater nennt?“

Aus dem Volkshaufen erhoben sich abermals zustimmende Zeichen.

„Deßhalb lasset euch nicht verführen,“ rief der Lauffenmüller aus, angefeuert durch die Wirkung, welche seine Worte hervorbrachten. „Man will euch zur Empörung gegen euere Herren veranlassen. Seid auf eurer Hut und trauet nicht Jedem, der euch goldene Berge verspricht.“

Da entstand auf einmal ein gewaltiger Lärm unter dem Volke. Alle wurden verwirrt.

„Werft ihn herab!" rief der lange Frieder und fluchte wie ein Türke.

„Der Adel hat ihn bestochen," schrieen andere Stimmen aus der Menge.

„Der Abt von Zwiefalten hat ihm eine neue Mühle bauen lassen, und will euch wieder bannen," brüllten Andere und ballten die Fäuste.

Die Anhänger des Zeiselmatz drangen vor; und ehe der Lauffenmüller sich bedenken konnte, hatten ihn kräftige Arme ergriffen und schleuderten ihn herab von der Erhöhung auf den Boden.

„Schurke!" schrie der Lauffenmüller und wehrte sich, wie verzweifelt.

Seine Anhänger stürzten herbei und kamen ihm zu Hilfe. Es entstand ein furchtbarer Kampf. Man rang mit einander auf allen Seiten um den Rednerstuhl. Es floß bereits Blut. Man schimpfte und tobte und schlug mit den aufgehobenen Stöcken mächtig darein, ohne zu sehen, wen der Schlag treffe. Man sah von Seite der Meuterer gezückte Dolche. Der Zeiselmatz riß seine Pistole aus der Brusttasche. Er wollte auf den Lauffenmüller eindringen, aber ein kräftiger Arm hielt ihn zurück.

„Bringt mir den Lauffenmüller weg," rief er voll Wuth aus, während er wie wahnsinnig um sich schlug, „oder ich jage ihm eine Kugel durch den Kopf."

Schon hatte das Getümmel eine Zeit lang gedauert, als den Lauffenmüller ein Dolchstieß traf und seine Arme aufriß, daß das Blut herausstürzte und ihm über die Hände floß. Als das des Müllers Genossen sahen, trugen sie ihren Freund schnell aus der Menge.

„Das ist Georg's Dolch!" rief der Lauffenmüller aus, als er das Blut fließen sah. „Ich kenne diesen verwegenen Menschen."

„Was sagt er?" brüllte der lange Frieder, der eben herzu kam, und er wollte ihn mit einem festen Knotenstocke in das Gesicht schlagen.

Der Lauffenmüller sah den Streich fallen und schob schnell den Arm vor die Augen.

„He, Mordbrenner!“ rief er aus und seine Augen flammten, „treffen wir uns da?“

Aber als ob diese Worte wie ein Schlag auf den Abenteurer gewirkt hätten, so schnell war er davon und verschwand in dem Volkshaufen.

Der Lauffenmüller und seine Freunde verließen den Schauplatz des Kampfes und boten der Versammlung ihren Rücken. Sie kamen bald im Thale an.

„Gottlob, daß wir aus der Gesellschaft dieser Henkersknechte sind!“ sprach Einer der Begleiter.

„Wahrlich, eine Sache, die mit solch' brutaler Gewalt will durchgeführt sein,“ versetzte der Lauffenmüller, „muß unterliegen.“

Schweigend gingen sie ihres Weges und kamen in die Heimath.

Der Tumult des Volkes legte sich. Es kam wieder Ruhe in den Haufen, aber um die nüchtere Besinnung war es geschehen. Da trat der lange Frieder auf die Erhöhung. Seine kreischende Stimme drang durch die Luft. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

„Brüder,“ hub er an und sein wildes Auge flammte, „ihr habt gesehen, daß tollkühne Verräther unter uns waren. Tollkühne Verräther, sage ich; denn wer kann der Sache des Volkes widerstreben? Wer mag uns aufhalten, wenn wir einig sind und keine Zwietracht kennen? Wenn wir aber nicht eilen, wenn wir nicht alsogleich den Kampf mit unsern Unterdrückern beginnen, so sind wir verloren. Der Adel im Thale wird sich rüsten und ihre Söldlinge werden Tod und Verderben in unsere Reihen bringen. Was sollen wir zaudern? Zeigen nicht die Bauern des Remsthales, wie man mit seinen Gegnern verfahren muß? Schon ist die Zwingburg auf dem Staufenberge gefallen; schon haben sie ihren Herren gedehmüthigt. Sollen wir ihnen nicht folgen?“

Ein lautes Geschrei erhob sich in dem Volkshaufen. Ein wüthender Beifall folgte auf diese Rede. Der lange Frieder sah seinen Sieg voraus, und nun wollte er die Gemüther der Anwesenden noch mehr erhitzen.

„So laßt uns ohne Aufschub an's Werk gehen,“ fuhr er fort, als sich der Tumult gelegt hatte, „alles

Zögern bringt uns Schaden. Wenn die Bauern im Allgäu sich ihrer Herren verwehren können, sollten wir's ebenfalls nicht können? Seht hin nach Oberschwaben: die Bauern haben den Truchseß eingeschlossen und halten ihn gefangen. Der schwäbische Bund ist ohnmächtig. Die Städter haben mit sich selbst zu thun und der Herzog von Württemberg ist aus dem Lande. Ueberall, wohin ihr blickt, hatte der Aufstand begonnen. Sollen wir zurückbleiben? Sollen Andere die Freiheit für uns erkämpfen?"

„Nein, wir schlagen los!" brüllte der Haufe.

„So ist's in der Ordnung," gab der lange Frieder zur Antwort.

Er stieg von der Rednerbühne herab. Der Volkshaufen tobte wild durcheinander. Die Menge schien rasend geworden zu sein. Da trat der Zeiselmatz von Lauterach nochmals auf die Erhöhung. Er hatte Mühe das Volk zum Schweigen zu bringen.

„Ihr habt heute eine vortreffliche Gesinnung bewährt," rief er aus, „und der Sieg ist unser. Damit aber Ordnung und Plan in unser Unternehmen kommen, so wählet in jeder Gemeinde aus der Mitte derer, die unserer Sache folgen, einen Anführer. Verseht euch mit Waffen und kommt am Freitag in der Nacht in dem Walde vor dem Reichenstein zusammen und erwartet dann weitere Befehle. Und nun geht nach Hause!"

Der Haufe wollte sich entfernen. Da ließ sich auf einem Vorsprung eine buckelige krüppelhafte Gestalt sehen. Man hörte eine Stimme, wie das Krähen eines Hahnes. Alle Augen wandten sich nach dem Vorsprung.

„Der Geigerjörgle!" riefen Viele. „Der Geigerjörgle!"

Wüthend stampfte der Zeiselmatz auf den Boden.

„Er hat uns belauscht," schrie er, und vor Zorn röthete sich sogar das Weiße in seinem schielenden Auge.

„Warum hab' ich ihn nicht erwürgt?" brüllte er, zum langen Frieder gewendet, und stieß fürchterliche Schimpfnamen aus.

„Ich will ihn kalt machen," sagte Georg und eilte mit gezogenem Degen dem Armen nach.

Der Geigerjörgle aber kannte alle verborgene Schlupfwinkel in dem Lauterthale und in der Umgebung der Abtei. Nach kurzer Zeit war er in Zwiefalten und meldete dem Abte den Erfolg der Versammlung; dann eilte er nach dem Reichenstein und nach Mochenthal zum Pater Wolf und erstattete einen getreuen Bericht.

„Gott, was wird noch Alles geschehen," jammerte der Greis und hob die Hände betend zum Himmel.

Die Anführer trennten sich bald vom Volkshaufen. Es war schon tief in der Nacht, als Georg bei ihnen auf dem wohlbekannten Platz in der Nähe des Reichensteins ankam.

Ein Theil des aufgeregten Volkes wollte sich aber auch nicht zur Ruhe begeben. Er zog gen Zwiefalten, um bei den Fässern des Klosters eine „lustige Kirchweih" zu halten. Der Abt war von Allem unterrichtet, hatte aber die Thore des Klosters sorgfältig verrammelt, und so mußte der Haufe mit „langer Nase" abziehen.

„Das wird ein Donnerwetter geben," sagte der Zeiselmatz, ehe sich die Meuterer, die er in sein Vertrauen zog, trennten.

„Mit dem Nest da unten machen wir den Anfang," versetzte der lange Frieder. „In einigen Tagen ist kein Stein mehr auf dem andern."

„Und so müssen alle Burgen im Thale fallen," schloß Georg.

Die Mitternachtsstunde schlug, als die Meuterer den Wald verließen.

„Vorsicht, mein Freund," ermahnte der Zeiselmatz, „wir müssen den Adel im eigenen Neste überfallen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Lohn der Treue.

Der Morgen des folgenden Tages war gekommen. Der milde Glanz der Sonne beleuchtete die Wellen der Lauter, welche sich wie ein lichter Silberfaden durch das Thal schlängelte. Es war eine himmlische Ruhe über die Landschaft ausgegossen; denn es war ein wunderlieblicher Morgen angebrochen, wie es in der Herbstzeit so selten zutrifft. Kein Nebel lag im Thal; die Luft war rein und durchsichtig, nur ein leiser Wind bewegte die gebleichten Blätter der Buchen und des Ahorns auf den Bergen.

Ein kühner Reiter aber sprengte auf der Straße daher. Feuerfunken fuhren aus, so sehr griff das Roß in das Gestein, das auf dem Wege lag. Der Reiter berührte manchmal mit dem goldenen Sporne die Weiche des edlen Thieres; und als wollte es seinen Lauf verdoppeln, rannte es schnaubend und mit Schaum bedeckt dem Ziele der Reise zu. Ein stattlicher Ritter saß auf dem rabenschwarzen Renner, die Zügel, reich mit Silber und kostbarem Schmucke bedeckt, sicher in der Hand haltend. Die zierliche Mähne des Rosses flatterte im leichten Morgenwinde. Der Reiter selbst trug ein Sammetbarett auf dem Haupte, unter welchem die vollen glänzenden Locken hervorwallten, und eine schwarze Feder ragte, auf dem schmucken Barett sinnig befestigt, stolz in der zitternden Luft. Der Retter hatte eine schöngewölbte Stirne, und ein seliges Entzücken strahlte aus allen Zügen des männlichen Gesichtes. Die Augen glühten unter den dichten Braunen und blitzten wundersam. Um die frischen rothen Wangen kräuselte sich der starke Bart, und auf die volle Oberlippe legte sich ein Schnurrbart, Trotz und Muth verkündend. Ein blendend weißer Spitzkragen schlang sich um den Hals. Die schöne kräftige Gestalt des Reiters hüllte ein enganliegendes Sammetkleid ein, um welches ein schwarzer Mantel geworfen war, reich mit Gold gestickt und glitzernd in den Strahlen der Sonne. An der einen Seite war

ein prachtvolles Wehrgehänge befestigt, von ganz geschmackvoller Form und künstlerischer Ausführung, und in dem vergoldeten Handgriff waren die Worte eingegraben: Der Tapferkeit gewidmet von Kaiser Karl. Der Ritter hatte sich in die ausgesuchteste Tracht gekleidet. Seine ganze Haltung aber war entschieden, männlich und ritterlich. Man bemerkte in dem äußern Auftreten ein kühnes und doch besonnenes Bewußtsein geistiger Kraft und Würde.

Es war Hans Schwigger von Hohengundelfingen, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, welcher der Feste Reichenstein zueilte, um aus den Händen des greisen Vaters die geliebte Braut zu empfangen. Sein Gemüth jubelte auf und in der Freude seines Herzens vergaß er den Ernst der Zeit und sprengte wohlgemuth von dannen. Schon sah er die Thürme des Reichensteins im Sonnenlichte glänzen. Agnes stand auf einem Erker und winkte freundlich mit einem Tuche. Der Edle von Reichenstein stand neben ihr und theilte aufrichtig die Wonne, welche das Herz seines einzigen Kindes erfüllte.

„O mein guter Vater," seufzte Agnes, als Hans Schwigger im nahen Gebüsche verschwunden war, das den Weg in die Burg beschattete, „heute feiere ich den glücklichsten Tag meines Lebens!"

Und sie schloß den Vater an ihr Herz. Eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge und fiel auf die Hand des Vaters. Der Greis fühlte eine unendliche Rührung in seinem Herzen, und er wehrte es nicht, als Agnes ihn auf die Wangen küßte.

„O wenn die Mutter diesen seligen Tag erlebt hätte, Vater!" sprach Agnes leise, „wie groß wäre erst dann mein Glück!"

Das war zu viel für den greisen Vater. Er wandte sich schnell weg. Er mußte weinen. Die Erinnerung an seine theure Gattin in diesem Augenblicke fiel ihm zu schmerzlich. Agnes trocknete die Thränen des Vaters liebreich ab und ergriff dessen Hand, welche zitterte.

„Weine nicht, Vater!" sagte die Tochter mit edler Rührung, „die Mutter sieht vom Himmel hernieder und wird den Bund segnen, den heute mein Herz schließt — wahr, aus ungeheuchelter Liebe. Hörst du es, Vater?"

„Agnes!“ flüsterte der Greis leise, „wenn ich heute sterben müßte: gern würde ich's thun; denn ich weiß, daß du einen Gemahl bekommst, der aller Verehrung werth ist, und der mein Kind, meine liebe Agnes, halten und schützen wird, wie ein Vater es thut. O wie konnt' ich so verblendet sein, und in dieser Verblendung dein edles Herz so verkennen!“

„Ruhig, lieber Vater!“ sprach Agnes und schloß den Vater wieder in ihre Arme, „Alles ist vergessen. Du giebst mir heute für meine Treue den schönsten Lohn.“

Die Zugbrücke fiel. Hans Schwigger von Hohengundelfingen sprengte über den Schloßhof. Agnes eilte ihm mit dem Vater entgegen. Krachend senkte sich die Brücke auf die steinernen Pfeiler. Nach einigen Augenblicken waren sie im Rittersaal.

„Willkommen, edler Ritter!“ begann der Edle von Reichenstein und ergriff die Hand des Ankommenden.

„Vielmal willkommen, Vater!“ sprach Hans Schwigger von Hohengundelfingen, und schloß den Greis in seine Arme.

Er trat Agnes entgegen und reichte ihr zitternd die Hand.

„Gott grüß' Euch, Agnes,“ sagte er treuherzig und seine Augen flammten.

„Gott soll Euch segnen,“ versetzte Agnes mit zitternder Stimme und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen.

Wer Agnes in diesem Augenblicke gesehen hätte, der hätte fast das Glück des Edlen von Hohengundelfingen beneidet. Schüchtern erhob sich ihr mildes Auge zum Ritter empor und ein einziger Blick sagte mehr, denn viele Worte Schon als sie in die ersten Jahre einer Jungfrau eintrat, hatte sie dem Edlen von Hohengundelfingen ihr Herz gelobt und heute war ja der Tag, an welchem sie dem wackern Manne und kühnen Helden für immer gegeben sein sollte. Agnes war tief ergriffen; sie fühlte den Ernst des Augenblickes. Ihre Zofe hatte alle Aufmerksamkeit auf sie verwendet und beim Anzuge noch einmal mit lächelndem Munde an den peinlichen Auftritt mit dem Edlen von Steinberg erinnert,

während sie die zierlichen Flechten in einander schlang und die lichtbraunen Locken ordnete. Heute nun stand Agnes da in der prachtvollen Kleidung einer adeligen Dame aus uraltem Geschlechte. Sie trug ein enges grünes Sammtgewand, das mit einer goldenen Schnalle befestigt war; um die Hüften schlang sich ein Gürtel, welcher mannigfach mit Gold durchwirkt war. Das Oberkleid fiel in reichen Falten bis auf den Fußboden herab. Ein glänzender Hut bedeckte zum Theil die leichten Locken und auf dem Hute prangten weisse Federn. In dem Gesichte der Dame spiegelte sich der Ausdruck einer mit Hoheit vereinten Lieblichkeit ab, welche mächtig anzog und dem Antlitz den Schimmer einer stillen Sanftmuth verlieh. Hans Schwigger von Hohengundelfingen hatte Agnes lange nicht mehr gesehen, obgleich er mit ihr in fortwährender Verbindung gestanden. Er stand überrascht und verwundert vor ihr. Da traf auch der Propst von Mochenthal ein. Er lief nach Hans Schwigger und dieser eilte ihm ebenfalls schnell entgegen, als er ihn erblickte.

„Sei mir gegrüßt, edler Mann!“ sagte der Propst mit männlicher Stimme und schloß den Edlen in seine Arme.

„Gott segne Euch, Vater!“ versetzte Hans Schwigger gerührt. „Euch allein verdanke ich all' mein Glück und den Segen insbesondere, den mir dieser Tag in's Herz und in's Haus bringt.“

Da trat auch der Reichensteiner herzu, Agnes an der Hand führend.

„Dem ehrwürdigen Herren von Mochenthal habt Ihr Euer Glück vor Allem zu verdanken,“ sprach der Reichensteiner, „und wenn heut' Euer Herz voll Freuden ist, so ist das Alles sein Werk.“

„Das dank' ich Euch aus dem Grunde meines Herzens,“ sagte Hans Schwigger und lächelte sanft.

„Und ich bin Euch sehr verbunden,“ setzte Agnes hinzu, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge, während sie sich auf den Edlen von Hohengundelfingen stützte.

„Ich war verblendet, ich sah Fehler und Schwachheiten an Euch, Ritter von Hohengundelfingen,“ fuhr der Reichensteiner fort, „die nicht an Euch hafteten. Das

machte mich ungerecht gegen Euch und mein einziges Kind. Mein lieber Bruder hat die Zweifel in meinem Herzen zerstreut und alle Vorurtheile vernichtet. Ich bin Euch aufrichtig und herzlich zugethan."

„Alles ist vergessen," sagte Hans Schwigger, „wir wollen nicht mehr davon reden."

„Laßt uns das Glück der Gegenwart genießen," versetzte der Propst von Mochenthal, „machen wir den Glücklichen einen Tag der Freude."

„Ich bin zufrieden," rief der Reichensteiner aus, „ich weiß, daß mein Kind einem wackern Manne die Hand reicht.

Die Anwesenden zogen sich aus dem Rittersaale in ein anstoßendes Gemach zurück. Sie setzten sich an einen Tisch, auf welchem neben Erfrischungen aller Art noch einige alte Papierrollen lagen. Das milde Sonnenlicht fiel durch die gemalten Scheiben der schmalen Fenster in das Gemach und verbreitete einen wundersamen Glanz. Der Reichensteiner setzte sich oben an den Tisch. Dann ließ sich der Propst von Mochenthal als nächstes Familienmitglied nieder. Hans Schwigger und Agnes folgten. Nachdem sie über Vieles lange und anhaltend gesprochen hatten, ergriff endlich der Reichensteiner die Rollen, welche vor ihm lagen.

„Hier geb' ich Euch all' mein Besitzthum, Edler von Hohengundelfingen," sprach er mit lauter Stimme zu Hans Schwigger, „seid ein guter Wirth und vermehrt den Segen meines und Eures Hauses."

Dann stand der Reichensteiner auf und Alle erhoben sich. Er ergriff die zarte Hand seines Kindes und legte sie in die Hand des Ritters, dessen Augen vor Entzücken glühten. Agnes schlug züchtig die Augen nieder.

„Und hier gebe ich Euch das theuerste Kleinod, das mein Vaterherz auf dieser Erde kennt," sprach der Greis gerührt und mit zitternder Stimme. „Nehmet meine Agnes, Ihr habt sie wohl verdient. Agnes sei Euch ein treues liebes Weib. Achtet und ehret sie und sie wird Eure Liebe vergelten: ihr edles Herz ist mir Bürge."

Agnes weinte heiße Zähren. Hans Schwigger zog sie sanft an sich und schloß sie in seine Arme. Dann

eilte er auf den alten Vater zu und drückte ihn an sein Herz.

„Ich dank' Euch, lieber Vater!" sprach er gerührt, „ich werde Eurer Liebe stets eingedenk sein."

Der Propst von Mochenthal schaute mit ernstem Blicke dem erhabenen Schauspiel zu. Sein Herz war von herzlicher Freude erfüllt, und doch lag ein sehr männlicher Ernst in den würdigen Zügen seines schönen Gesichtes. Endlich trat auch er herzu.

„O wie freut es mich," sagte er mit Rührung und Innigkeit, „daß ich diesen Tag noch erlebte, und daß ich das Ziel meiner Wünsche erreicht habe! Seid mir gesegnet, meine Kinder! Die Tugenden unseres Geschlechts sollen sich in euren Kindern forterben bis in die fernsten Zeiten. Gott sei noch besonders mit euch, er gebe euch seinen Segen bis an euer seliges Ende."

Und der ehrwürdige Greis breitete seine zitternden Hände aus. Hans Schwigger ließ sich auf die Knie nieder. Zu seiner Seite lag Agnes und verhüllte die Augen, welche reichliche Thränen weinten. In tiefem Ernste versunken stand der Reichensteiner da, als gedächte er vergangener glücklicher Zeiten.

„Gott segne euch, meine theure Kinder!" sprach der Greis gefaßt, „er mache euch glücklich und gebe euch seine Gnade so lange ihr auf Erden wandelt, und er führe und leite euch so, daß wir uns einst wieder sehen."

„Droben im Himmel," setzte der Reichensteiner hinzu und zerdrückte eine Thräne im Auge.

Noch kniete der Edle von Hohengundelfingen da und Agnes schien still neben ihm zu beten.

„Erhebt Euch, Ritter!" sprach der Reichensteiner, „vergeßt für einige Stunden den Ernst des Augenblickes und laßt die Freude wieder einziehen in Euer Herz."

Da erhob sich der Ritter und zog Agnes sanft an sich.

„Ich bin überglücklich Euch zu besitzen," flüsterte Agnes und lächelte sanft.

Hans Schwigger sprach kein Wort. Er drückte Agnes die Hand und sah ihr in's Auge Und sie verstand diese Sprache und wußte sie zu deuten.

In diesem Augenblicke hörte man den Schall der Trompeten und Hüfthörner aus dem nahen Forste ertönen und nach kurzer Zeit sprengten eine Anzahl Ritter und Damen aus dem geheimnißvollen Waldesdunkel hervor nach dem Reichenstein. Die Fähnlein der Ritter flatterten im Morgenwinde und die glänzenden Gewänder der Damen schimmerten in dem milden Sonnenlichte. Schon war der Zug dem Schlosse nahe. Die Zugbrücke fiel nieder und eine heitere Schaar ritt durch das Burgthor. Die Anwesenden eilten ihnen entgegen und führten sie in den Rittersaal, welcher zu einem fröhlichen Feste zugerichtet war. Sie wußten den Sinn dieser Zurichtung zu deuten; denn der alte Reichensteiner hatte ihnen durch Eilboten das Verlobungsfest des Edlen von Hohengundelfingen mit Agnes verkünden lassen. Alle Augen glänzten und die Blicke, die sich in dem fröhlichen Kreise begegneten, verkündeten ungeheuchelte Lust und Seligkeit. Agnes ward mit Glückwünschen überhäuft; und mancher Ritter pries den Segen, welcher dem Edlen von Hohengundelfingen am heutigen Tag zu Theil geworden. Ein heiteres Mahl begann, und die Becher machten die Runde in dem fröhlichen Kreise. Nach dem Mahl begannen die Ritterspiele und ein lustiger Tag schloß das Fest, das bis in die Nacht hinein gedauert hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Ein ernster Tag.

Der Morgen war angebrochen. Noch waren die Ritter und Damen auf dem Reichenstein. Der Abt Sebastian von Zwiefalten war eben angekommen. Da versammelten sich die Edlen in einem abgelegenen Gemache des Schlosses, um einen ernsthaften Gegenstand zu berathen. Der Edle von Reichenstein führte den Vorsitz. Alle Ritter des Lauterthales waren versammelt. Man sah außer dem Abte von Zwiefalten Hans Schwiggers Vetter, den Edlen von Niedergundelfingen, die Truchsesse Georg und Hans von Sinzingen, die Ritter Se=

bastian und Dietrich Späth von der Schülzburg, und in der Fenstervertiefung, das Auge nach dem Thale wendend, saß in einem Lehnstuhle der tapfere Ritter Wilhelm von Baldek, der von seinem Schlosse Egolsheim, auf der Alb liegend, nach dem Reichenstein gekommen war.

„Nehmt Platz, meine edlen Herren und Ritter!" sprach der alte Reichensteiner. „Wir haben heut' Dinge von großer Wichtigkeit zu verhandeln."

Die Ritter setzten sich an einen runden Tisch und blickten ernst und würdig auf den alten Reichenstein, welcher den Vorsitz führte. Zur rechten Seite des Reichensteins saß der Abt Sebastian von Zwiefalten und ihm zur Linken hatte der Propst von Mochenthal Platz genommen. Die übrigen Edlen saßen ohne bestimmte Rangordnung an dem Tische; am untern Ende hatte sich Hans Schwigger von Hohengundelfingen niedergelassen.

„Meine Freunde!" begann der alte Reichensteiner, „ich brauche heute keine lange Einleitung zu machen; auch darf ich euch nicht auf den Ernst der Zeit hinzuweisen. Ihr wißt es so gut, wie ich, daß der Unterthan des Thales, aufgestachelt durch das Beispiel der Bauern in Oberschwaben und im Remsthale, aufgehetzt durch Meuterer und Verführer, sich empören wolle gegen den Adel und die Klöster. Die Ergebnisse der Versammlung auf dem Deutschbuch bei Zwiefalten gehen dahin, daß am folgenden Freitag ein allgemeiner Aufstand im Lauterthale und dessen Umgebung zu Stande kommen soll. Es erfüllt mein Herz mit Wehmuth und Traurigkeit, euch dieses bekennen zu müssen. Was sollen wir uns mit leeren Hoffnungen täuschen? Aber geben wir den Muth nicht auf; ist unsere Sache gerecht, so wird sie siegen."

Es entstand eine lebhafte Bewegung in dem Rittersaale. Der alte Reichensteiner aber öffnet ein Schriftstück und entfaltete es.

„Ich habe hier ein Schreiben des schwäbischen Bundes," fuhr der Reichensteiner fort, „welches für unsere Sache nicht tröstlich lautet. Der schwäbische Bund versichert uns seine kräftige Hilfe, so weit er uns nämlich

schützen kann. Von allen Seiten werde der Bund bestürmt und er wisse manchmal selbst nicht, wohin er seine Söldner senden solle, da auf allen Seiten die Empörung ausbreche und mit Riesenschritten Land und Leute erfasse. Er müsse vor Allem dahin die Söldlinge schicken, wo der Aufstand am heftigsten wüthe. Es sei sehr schwierig, eine bewaffnete Macht aufzubringen. Die Landsknechte werden selbst unzuverlässig, weil sie nicht gerne gegen die Bauern kämpfen wollten; auch verspreche ihnen den Anschluß an die Bauern einen größern Gewinn. Das sind schlimme Nachrichten, meine Freunde!"

Die versammelten Ritter und Edlen schauten sich verlegen an. Man sah, daß diese Nachricht gar Vielen nicht angenehm war und sehr ungeschickt kam.

„Was thun denn die Städter?" fragte der Abt von Zwiefalten mit ernstem Tone. „Kann man von dorther keine Hilfe erwarten? Sehen denn die Reichstädter nicht ein, daß ihnen der Sturm, der durch's Land tobt, sehr gefährlich werden kann? Ich halte dafür, daß wir und die Städter mit der meuterischen Bewegung leicht fertig werden. Es giebt noch Viele, welche eine bessere Gesinnung haben und die sich leicht umstimmen ließen. Nicht Alle aus dem Volke sind schlimm; es giebt noch Viele, welche sich aus dem allgemeinen Strudel zurückziehen würden, wenn wir ihnen hilfreich zur Hand kommen könnten. Viele werden zum Anschluß an die Meuterer gezwungen; Viele werden für die Sache aus Mangel an einer bessern Einsicht gewonnen. Könnten wir uns nicht auf gütliche Unterhandlungen einlassen?"

Es entstand eine augenblickliche Ruhe in dem Rittersaale.

„An eine Unterhandlung, meine Freunde!" begann Hans Schwigger von Hohengundelfingen, „ist kaum mehr zu denken. Es ist mir leid, daß ich dem hochwürdigen Abte widersprechen muß. Das Volk im Schwabenlande, und weit über das Schwabenland hinaus, ist bereits so schwierig geworden, daß es schwerlich für eine Vermittlung gewonnen werden könnte. Ich bin kaum einige Wochen im Vaterlande und mein Weg führte mich durch die Gegenden, in welchem der Aufstand bereits in hellen Flammen lodert. Ein wilder Geist erfüllt das Volk;

wenn es den Bauern nicht an Ordnung und Kriegstakt fehlen würde, könnte man ihnen nicht widerstehen. An Muth fehlt es den Anführern nicht; das muß ich gestehen, und ich weiß aus Erfahrung, was es heißt, im Anblicke des Todes das Herz nicht sinken zu lassen."

„Wie weit hat sich denn schon der Aufstand verbreitet?" fragte Wilhelm von Baldek, „auf der Alb droben ist noch Alles ruhig."

„Die Meuterei hat eine viel größere Ausdehnung, als wir nur vermuthen," fuhr Hans Schwigger fort, „sie wurde schon lange mit allem Eifer verbreitet. Schon Herzog Ulrich von Württemberg hatte mit ihr zu schaffen, als er noch im Lande war. Nun aber hat die Empörung einen mächtigen Schritt weiter gemacht. Die Reden über die christliche Freiheit haben dem Volke den Kopf verdreht. In dem Hegau hat der „„goldene Schuh"" sein Regiment erhoben und alle Bauern haben sich diesem Banner angeschlossen. Die Gegend von Stühlingen hat sich empört und Alles zieht nach Donaueschingen. In Oberschwaben gährt es gewaltig; die Bauern des Abtes von Kempten sind aufgestanden; im Allgäu folgt Alles der Fahne des Aufruhrs. Der Truchseß von Waldburg kann sich kaum mehr halten. Blickt in's Remsthal, nach Heilbronn, in die Taubergegend; überall bilden sich helle Haufen, welche die Schlösser stürmen, plündern und zerstören, die Klöster ausrauben und die Mönche mißhandeln. In Franken tobt der Aufruhr und wo wir hinsehen, hat sich das Volk wider uns erhoben. Es ist nur zu verwundern, daß es bei uns noch ruhig ist. Täuschen wir uns nicht! Wir müssen ernstere Maßregeln ergreifen und an einen erfolgreichen Widerstand denken, wenn wir nicht verlieren wollen."

So sprach Hans Schwigger und mit stummer Geberde hörten die Edlen auf seine Worte.

„Das ist schlimm," gab der Reichensteiner endlich zur Antwort. „Will der Abt von Zwiefalten mit den Bauern unterhandeln? Will er sich gutmüthig ergeben?"

„Keine Unterhandlung mit den Bauern!" erscholl der einmüthige Ruf im Rittersaale. „Wir ergeben uns nicht."

„Wir müssen das Loos des Volkes erleichtern," entgegnete der Abt von Zwiefalten, „wir müssen Etwas thun."

„Aber mit Gewalt lassen wir uns Nichts abtrotzen," gab Hans Schwigger zur Antwort. „Wozu bin ich ein Ritter? Was soll meine feste Burg? Wir wollen's einmal wagen. Wenn wir unterhandeln, wenn die Bauern im Anzuge sind, so deuten es ihre Anführer als ein Zeichen der Schwäche und fallen mit Ingrimm über uns und unsere Burgen. Der Haß bei ihnen ist groß."

„Aber werden wir der Uebermacht lange trotzen können, und wird es uns gelingen, den Sturm auszuhalten, wenn jede Burg allein angegriffen wird?" fragte der Truchseß Georg von Sinzingen. Meine Burg ist weit entfernt vom Thale. Was werden die Edlen thun, wenn ich meine Söldner euch überlasse?"

Da erhob sich der Propst von Mochenthal. Alle Augen waren auf ihn gerichtet. Man kannte die Ueberlegenheit seines Geistes und deßhalb hofften Alle gute Auskunft.

„Ich bin ein Greis," begann er mit erhobener Stimme, „und ich habe schon vor Jahren die Waffen niedergelegt, um in Ruhe meinem Gott zu dienen. Aber das Geschick, das der Herr da Oben lenkt, ruft mich wieder an den Ort, wo über Frieden und Krieg verhandelt wird. Ich bin im Dienst der Waffen fast grau geworden; ich hab' in vieler Herren Länder gekämpft — bin auch einmal gegen die Türken ausgezogen; hab' sehr oft mit ungeordneten Haufen mich herumgebalgt, und wißt ihr, was ich jedes Mal erfahren habe? Daß ungeordnete Heerhaufen stets unterlegen sind. Nicht die Menge allein macht es, sondern der Geist der Ordnung, der sie beherrscht, dieser verrichtet die Wunder der Tapferkeit. Also geht meine Meinung dahin, daß man kräftig darein schlägt, wenn's angeht und fest zusammenhält; dann neigt sich der Sieg auf unsere Seite. Wenn man aber ein unnöthiges Blutvergießen verhüten kann, so soll es geschehen. Ich hab' in meinem Leben Blut genug fließen sehen; es schaudert mir davor in meinen alten Tagen."

Der Propst von Mochenthal setzte sich. Da stand Hans Schwigger von Hohengunde fingen wieder auf.

„Welches ist der Sinn der Rede?“ fragte er, nach dem Propst von Mochenthal gewendet, „daß wir uns nicht zu fürchten brauchen, wenn wir einig sind. Habt ihr Reisige auf euren Burgen, Ritter?“

Die Ritter bejahten es.

„Ist ihre Zahl groß?“ fragte Hans Schwigger weiter.

Die Zahl derselben war auf den einzelnen Burgen sehr verschieden. Hans Schwigger saß nachdenkend auf seinem Sitze.

„Wie viel Knechte schickt Ihr, Herr Abt von Zwiefalten?“ fragte er schnell.

„Ich kann Euch, Hans Schwigger, nur wenig bieten,“ sagte der Abt. „In den friedlichen Mauern des Klosters erklingt nicht der Lärm der Waffen. Das wißt Ihr wohl. Sollt' es Euch aber an Geld fehlen, so wendet Euch an mich. Geld sollt Ihr haben, so viel Ihr braucht; im Stifte Zwiefalten braucht man nicht zu geizen.“

Es entstand eine lautlose Stille. Hans Schwigger saß nachdenkend da.

„Wir können den Kampf wagen,“ rief Hans Schwigger aus und erhob sich lebhaft von seinem Stuhle. „Mit vierhundert Landsknechten, eingeübt nach der Art Georgs von Frondsberg, und mit dreihundert handfesten Söldnern schlage ich den ganzen hellen Haufen in die Flucht; darauf könnt ihr euch verlassen. Haben wir den ersten Anlauf glücklich überwunden, so können wir Zeit gewinnen. Der Abt von Zwiefalten wird uns Geld geben und wir können unsere Mannschaft bald vermehren. Die Gefahr erscheint mir nicht mehr so groß.“

Dieses Wort that seine Wirkung. Die Ritter blickten lebhaft um sich. Sie winkten dem Edlen von Hohengundelfingen Beifall zu und der Propst von Mochenthal trat sogar zu Hans Schwigger und drückte seine Hand mit aller Herzlichkeit.

„Hast dich gut gehalten,“ sagte er ihm in's Ohr, „ohne dich wäre heute die Versammlung ohne Kraft gewesen.“

„Ich redete nach Ueberzeugung,“ sprach Hans Schwigger leise, „ich habe schon weit größere Gefahren ausgestanden. Man muß in entscheidenden Augenblicken nur nicht den Kopf verlieren.“

Die frühere Ruhe trat ein. Der Reichensteiner nahm das Wort. Er erhob sich von seinem Sitze.

„Meine Freunde!“ begann er, „da wir vom Bunde also keine oder doch nur eine sehr schwache Hilfe erwarten können, und die Räthe, wie es scheint, ganz gemüthlich zu Ulm sitzen und das Herz verloren haben; so müssen wir uns selbst gegen den Andrang der Meuterei schützen. Was ist zu thun?“

„Wir brauchen einen Anführer, dem wir Alle dienstbar und ergeben sind,“ sprach Dietrich Späth von der Schülzburg. „Und können wir einen Besseren finden, als den ehrenwerthen Hans Schwigger zu Hohengundelfingen? Seine Burg ist zudem die größte im Thale und von festen Mauern und hohen Wällen umgeben. Auch ist sie mit Allem, was man im Kriege braucht, reichlich versehen. Sind wir unglücklich, so können wir uns in dieses Felsennest zurückziehen und uns so lange halten, bis der Bund uns Hilfe senden kann oder bis den Aufwieglern der Muth vergeht. Hans Schwigger ist ein erfahrener Kriegsmann. Wer ihn zum Anführer unserer Landsknechte will, der möge sich erheben!“

Und wie auf einen Wink erhoben sich die Edlen von ihren Sitzen.

„Ich danke euch, edle Herren, für euer Vertrauen,“ sagte Hans Schwigger von Hohengundelfingen.

Die Edlen setzten sich. Eine allgemeine Heiterkeit drang durch die Versammlung. Eine lebhafte Unterhaltung entwickelte sich. Die Ritter drängten sich um Hans Schwigger und drückten ihm herzlich die Hand und versicherten ihm ihre Treue und Anhänglichkeit. Man sah wohl, daß Alle mit dem Ergebnisse der Verhandlungen zufrieden waren. Der Propst von Mochenthal aber lachte laut, und seine Freude war groß.

„Meine werthen Ritter,“ sagte nach einer Weile der alte Reichensteiner, „die Stunden eilen und wir haben nicht viel Zeit zu verlieren. Ich fordere also den

Edlen von Hohengundelfingen auf, seinen Befehl zu ertheilen."

„Ich bin bald zu Ende," fing Hans Schwigger an, „nach der Mahlzeit eilt ein Jeglicher nach seiner Burg und sendet die Leute, welche er gut entbehren kann auf meine Feste. Ihr selbst behaltet nur so viele Reisige zurück, als ihr braucht, um eure Burgen so lange vertheidigen zu können, bis ich zu Hilfe kommen kann; alles Uebrige vertrauet mir."

Die Edlen gaben sich zufrieden. Man schickte sich an zum Mahle. Bald war es geendet und die Ritter eilten mit den Damen nach ihren Burgen.

„Laßt keine Zögerung eintreten," ermahnte Hans Schwigger noch zum Abschiede. „Jede Stunde, die wir unbenützt verschwinden lassen, bringt uns neue Gefahren. Eilet, Freunde!"

Hans Schwigger ritt unverzüglich nach seiner Burg.

Siebzehntes Kapitel.

Der letzte Reichensteiner.

Auf dem Thurme des Reichensteins schlug es drei Uhr. Die Hälfte des schönen Mittags war bereits verflossen. Die Gäste hatten die Burg verlassen. Hans Schwigger flog auf seinem Renner nach seiner Burg. Der alte Reichensteiner stand auf den äußersten Ringmauern, während Agnes in einem kleinen Gemache saß und fleißig arbeitete. Neben dem Edlen von Reichenstein standen mehrere erfahrene Kriegsknechte; sie schauten auf die ungeheuren Steinhaufen, welche zwischen den Ringmauern aufgeschichtet lagen, um den Feinden einen üblen Empfang zu bereiten. Der alte Reichensteiner lächelte; denn seine Burg war fest gebaut und schien auf den steilen Felsenpfeilern in der Luft zu schweben. Der Reichenstein lag in einer ziemlich geräumigen Thalbucht am linken Ufer der Lauter. Nicht weit davon war der Eingang in das Wolfsthal, eine der merkwürdigsten Schluchten des Lauterthales, welche sich bis hinauf in

die Hochebene zieht. Ueberall, so weit das Auge reichte, erhoben sich mächtige Felskolosse, welche in das Thal hernieder starrten. Nur spärlich drang das milde Sonnenlicht in die Tiefen dieser wilden Schlucht.

„Diese Feste werden sie wohl nicht bezwingen," sprach der Reichensteiner zu den Knechten. „Von allen Seiten droht den Feinden der sichere Tod."

„Wir würden sie mit diesen Steinen zermalmen," riefen die Knechte, „wenn sie von dieser Seite kommen sollten."

„Und woher anders sollten sie den Angriff wagen?" gab der Reichensteiner zur Antwort. „Macht den Steinhaufen noch größer! Brecht dort von jenen Steinen los und bringt die Stücke daher!"

Mit diesen Worten verließ der alte Reichensteiner mit stolzem Blicke die Söldner und lief nach der andern Seite der Burg. Er stand auf einer hohen Mauer und schaute herab in die Tiefe und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Pst!" flüsterte eine Gestalt in dem Graben, der sich tief unten an der Burg hinzog.

Der Reichensteiner hatte es vernommen. Er blickte in die Tiefe und sah den Geigerjörgle unten stehen. Sein Gesicht war blaß. Eine seltene Unruhe lag in seinen Geberden. Sein Haar hing wild durcheinander und sein Blick war sorgenvoll.

„Was giebt's, Jörgle?" fragte der Greis schnell und blickte verwundert in die Tiefe. „Es scheint, du bringst schlimme Nachrichten."

„O Herr!" rief der Geigerjörgle herauf, „ich wollte in die Burg; aber alle Eingänge sind verrammelt. So höret! Die Bauern kommen bewaffnet durch die Wolfsschlucht und wollen Eure Burg verbrennen."

„Was, das wollen sie?" gab der Reichensteiner zur Antwort und sein Gesicht nahm einen Ausdruck sonderbarer Unruhe an. „Sind's ihrer Viele?"

„Man kann sie nicht zählen," versetzte Jörgle. „Mir ist's angst und bange. O wie wird's Agnes ergehen!"

„Du irrest dich, Alter!" sprach der Reichensteiner, „es wird ein albern Häuflein sein."

„Wie wenn sie aus der Erde gewachsen wären, Herr!“ sagte der Geiger. „Sie brüllen vor Wuth wie die Tieger. Der Zeiselmatz führt sie, und der lange Frieder kommt noch mit einer Rotte. Ein junger Mann, Georg geheißen, ist besonders ergrimmt auf Euch. Verliert keine Zeit, Herr!“

Der Edle von Reichenstein stand unentschlossen auf der Mauer. Er wußte nicht, sollte er dem Alten glauben oder nicht.

„Sollten die Bauern einen Tag früher angreifen?“ sprach er vor sich hin, „oder sollten sie wohl die Schülzburg stürmen wollen?“

Der Geigerjörgle blickte unruhig umher, als ob er sich überzeugen wollte, daß kein Feind in der Nähe sei.

„Herr, glaubt mir,“ rief er mit zitternder Stimme aus. „Hab' ich Euch einmal betrogen?“

Der Ausdruck, mit welchen der Alte, dessen Redlichkeit lange erprobt war, wieder zu reden begann, brachte endlich den Greis auf andere Gedanken.

„Geschwind eile nach der Schülzburg,“ rief er dem Geiger zu. „Dietrich von Späth sprenge alsogleich nach Hohengundelfingen zu Hans Schwigger, daß er mir zu Hilfe komme. Rufe dem Lauffenmüller, damit er schnell auf die Burg komme. Hier soll er mich erwarten. Es wird kein Thor geöffnet.“

Der Alte eilte schnell davon. Nach wenigen Augenblicken war er im Walde verschwunden. Auf dem Wege traf er den Lauffenmüller an, welcher ebenfalls auf dem Weg nach dem Reichenstein war, um diese Hiobspost zu überbringen. Der Reichensteiner aber lief nach dem innern Raume der Burg. Er trat zu Agnes, welche wie ein Engel lächelte und den Vater umarmte. Agnes sah eine Unruhe in dem Angesichte des Vaters und sie wich erschrocken zurück.

„Was ist dir, mein Vater?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Kind, mache dich auf Alles gefaßt,“ gab der Greis mit bebender Stimme zur Antwort. „Der Feind ist im Anzuge.“

„Großer Gott!“ seufzte Agnes und rang ihre Hände, „doch der Himmel wird dich nicht fallen lassen.“

„Sein Wille geschehe," sprach der Greis bestimmter. „Wir werden uns tapfer wehren, und der Feind soll nur über unsere Leichen in diese glücklichen Räume dringen."

„Vater!" flüsterte Agnes leise und ein heißer Thränenstrom rollte über ihre Wangen.

„Mach' dir's leicht, Kind!" sagte der Greis mit Festigkeit, „noch ist Nichts verloren. Bald wird uns Hans Schwigger zu Hilfe kommen, und bis er da ist, werden wir uns halten können. Verzage nicht!"

Allein Agnes weinte fort, von einer wunderbaren Ahnung ergriffen, und legte das sorgenschwere Haupt auf den Arm des greisen Vaters.

„Fürchte Nichts, Agnes!" fuhr der Greis fort. „Es soll dir Nichts geschehen. Ich habe den Lauffenmüller rufen lassen. Ich vertraue dich seiner Obhut an. Er ist ein wackerer Mann und wird dich schützen."

„Ich danke, Vater!" sagte Agnes weinend, „wie kann ich deine Vorsicht vergelten!"

„Bete zu Gott," sprach der Vater, „daß er uns Sieg verleihe."

Schnell warf der Reichensteiner seine Rüstung um. Sein gutes Schwert glänzte an seiner Seite wie im Strahl der Sonne. Auf seinem Haupte saß ein eherner Helm, auf welchem eine Feder wogte. Das Hüfthorn hing über die breite wohlgebaute Schulter. Seine Kniee waren in Eisen gehüllt und auf der Brust lag ein Panzer von Stahl. So stand der Reichensteiner in dem Burghofe. Er blickte todesmuthig auf die kleine Schaar, welche ihn umgab. Sein Hüfthorn erschallte und noch einige Knechte kamen herzu, wohl mit Waffen versehen.

„Haltet euch tapfer, Kinder!" sprach er mit kräftiger Stimme und man merkte wohl, daß alle Furcht aus dem Herzen des alten Degen gewichen sei. „Ein Jeglicher thue seine Pflicht, wie sich's gebührt. Köstlich soll euer Lohn sein nach dem Siege!"

„Hurrah!" schrieen die Söldner und Reisigen voll Muthes.

„Sieg oder Tod!" antworteten die Knechte.

„Es gehe ein Jeglicher auf seinen Posten," befahl der Reichensteiner, „wir wollen den Feind mit fester Zu-

versicht erwarten. Ich werde immer bei euch sein und werde mit euch siegen oder sterben."

Ein neuer Jubelruf erscholl aus den Reihen. Jeder ging an seinen Ort. Sie blickten mit Todesverachtung nach der Richtung, von welcher der Feind kommen sollte. Aus der Ferne ließen sich bereits verworrene Stimmen vernehmen, in welche sich ein wilder Kriegsgesang mischte.

„Sie kommen!" sagten einige Lanzknechte, „wir wollen ihnen den Uebermuth vertreiben."

Der Reichensteiner aber eilte nach der entgegengesetzten Seite, um zu sehen, ob der Lauffenmüller angekommen sei.

Der Lauffenmüller stand unten. Der Reichensteiner sah es und winkte zwei Knechten, die eben mit einer Strickleiter vorübereilten.

„Zieht den Müller herauf," befahl der Greis und trat an die Mauer.

Der Müller stand auf der Mauer neben dem Ritter. Der Greis ergriff seine Hand und schüttelte sie ziemlich derb.

„Gott sei Dank, Lauffenmüller!" sprach der Greis, „daß Ihr da seid. „Habt Ihr schon von dem Ueberfall gehört?"

„Eben wollt ich Euch's melden," versetzte der Müller, „als mir der Geigerjörgle erschien. O ich habe gute Wacht gehalten!"

„Der Dank soll nicht ausbleiben, Müller!" sprach der Edle von Reichenstein. „Aber sagt, wo ist Euer Weib?"

„Gut versorgt und aufgehoben," erwiederte der Lauffenmüller, „sie wird von den Galgenvögeln nichts Schlimmes erfahren."

„Nun sollt Ihr mir meine Agnes hüten," sprach der Greis. „Folgt mir!"

Der Lauffenmüller folgte dem Reichensteiner, der wie ein rüstiger Jüngling über den Raum schritt, der sich zwischen der zweiten Ringmauer und der Burg ausdehnte, so daß ihm der Lauffenmüller kaum nachfolgen konnte. Er trat mit dem Ritter in das Gemach, wo

Agnes saß. Agnes hatte verweinte Augen. Sie lief dem Vater entgegen.

„Hier hab' ich dir einen vertrauten Wächter," sprach der Greis und umarmte nochmals sein Kind. „Laßt Agnes Nichts geschehen. Ihr wißt, sie ist die Stütze meines Alters, die Lust meiner Augen und die Liebe und Wonne meines Herzens."

„O welch' inniges Vertrauen," seufzte der wackere Mann so treuherzig und herzgewinnend, daß Agnes wiederum zu weinen begann.

Der Reichensteiner öffnete einen Schrank. Er griff nach einem langen Schwerte und legte eine geladene Pistole auf einen Tisch. Dann trat er zum Müller.

„Hier sind Waffen," sprach der Greis, „vertheidigt meine Agnes. Ich will's Euch köstlich lohnen"

Der Lauffenmüller ließ sich vor dem Ritter auf ein Knie nieder, und der Greis bot ihm seine Hand zum Kuße.

„Ich bürge mit meinem Kopfe für das Leben und Wohl Eurer Tochter!" sagte der Müller tief gerührt.

„Dann gehe ich gerne in den Kampf," erwiederte der Greis und wollte gehen.

Aber Agnes warf sich in seine Arme und weinte laut. Der Greis drückte sie sanft auf die Seite und mußte sich Gewalt anthun, die Gefühle der Rührung zu verbergen, welche in seinem Herzen erwachten.

„Laß mich, Kind!" sprach er sanft und gelassen. „Die Dienstmänner erwarten mich. Bald werden wir uns wieder sehen."

Und der Greis war verschwunden.

„Glück zu!" rief ihm der Müller nach und erhob die Hände zum Himmel.

„Wenn es Gott will!" tönte als Antwort zurück.

Der Feind war in vollem Anzuge. Der Geigerjörgle hatte die Wahrheit gesagt. Ein Zug, der nicht endigen wollte, drang nach der Burg vor. Ein wilder Lärm erscholl aus der Tiefe. Die Menge schrie und tobte und benahm sich, als ob sie vom Wahnsinn befallen wäre. Der ungeheure Menschenhaufe hatte ein buntes Aussehen. Abenteurer aus aller Herren Länder liefen durch die Bauern und sprachen ihnen Muth ein.

Seltsam sah die Bewaffnung aus: die Einen trugen Streitkolben, die Anderen hatten sich mit Sensen versehen, welche an einer langen Stange angeschlagen waren, und wieder Andere hielten Streitäxte und neue sonderbare Waffen empor; Manche waren sogar mit Hauen und Dreschflegeln bewaffnet.

„Seht das Durcheinander!“ sprachen die Söldner und lachten.

„Wenn ihr Muth so groß ist, wie ihr Lärm,“ sagten Andere, „dann ist's gefehlt.“

„Wenn ein Stein in die Tiefe fällt, springen Alle davon,“ meinte ein Dritter.

Aber die Leute auf der Burg schienen sich doch zu täuschen.

Die Bauern hatten sich unter der Anführung des Zeiselmatz, des langen Frieders gesammelt. Georg sollte den ersten Angriff leiten. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich um die Burg gedrängt. Die Feinde standen bereits so dicht, daß an eine leichte Bewegung nicht zu denken war. Doch stand noch Niemand so nahe, daß ein Steinregen aus der Höhe eine große Wirkung gethan hätte. Der Zeiselmatz fand es gerathener, die Uebergabe der Burg auf Gnade oder Ungnade zu verlangen. Er stieg deßhalb auf eine Erhöhung und sein wilder Blick richtete sich in die Höhe. Der Zeiselmatz sah den Reichensteiner gewappnet auf der Mauer stehen. Ein heftiger Ingrimm erfüllte seine Seele; seine Augen funkelten vor Zorn.

„Reichensteiner, übergieb uns die Zwingburg auf Gnade oder Ungnade,“ rief er mit lauter Stimme hinauf, „oder wir machen sie dem Erdboden gleich.“

Die Knechte auf den Mauern antworteten mit einem höhnischen Gelächter. Die Menge brüllte unten. Es war ein gräßlicher Anblick: die empörten Bauern wollten alsogleich zum Angriff schreiten.

„Reichensteiner, ergieb dich!“ rief der Zeiselmatz wieder; aber es ließ sich keine Antwort hören.

Es flog ein großer Stein, gewaltsam in die Tiefe geworfen, in den Haufen und schlug in der Nähe des Zeiselmatz zwei Bauern niedern. Der Zeiselmatz sah,

daß der Wurf ihm gegolten habe und befahl den Sturm ohne weitere Verhandlungen zu beginnen.

Der erste Angriff war hitzig. Um die Ringmauern der Burg zog sich ein breiter Graben. Der Graben mußte ausgefüllt werden, um die erste Mauer auf Sturmleitern erklettern zu können. Der Zeiselmatz befahl, den Graben mit Reisigbündeln und Baumstämme auszufüllen. Die Bauern nahmen ihre Aexte und Beile und hieben die Bäume ab und schleppten sie in die Nähe des Grabens; Andere warfen sie in die Oeffnung. Die Bauern wurden noch hitziger, als sie sahen, daß man ihnen keinen Wiederstand entgegensetzte, und sie verwunderten sich sehr. Georg kam ihnen mit Rath und That zu Hilfe. Der Graben war schon weit ausgefüllt, so daß die Bauern Miene machten, ihre Leitern anzulegen. Mit wahrer Todesverachtung stürmten sie mit Leitern herbei und legten sie an die Mauer. Eine große Menge stand an den Mauern und wollten schon die Feste erklimmen: da fiel ein entsetzlicher Steinregen nieder und mit einem schrecklichen Gebrüll sanken Viele verwundet und todt zu Boden, die andere zogen sich mit fürchterlichem Geschrei zurück. Schon wollte Vielen der Muth entsinken und einige machten Miene zum Rückzug; allein der lange Frieder sah es noch zur rechten Zeit und ließ die Zaghaften an die Mauer treiben: Steine fielen herab und zerschlugen sie. Der Anblick war gräßlich. Die Bauern machten an einem andern Orte den Versuch in die Burg zu kommen; allein hier wurden sie mit siedendem Wasser und mit heißem Oele empfangen, so daß Viele jämmerlich verbrannten. Sie wichen endlich an allen Seiten erschrocken zurück.

Von der Burg herab schallte ein lautes Siegesgeschrei. Voll Verzweiflung trieb der Zeiselmatz den Haufen noch einmal vorwärts; und der lange Frieder stellte sich an die Spitze.

„Vorwärts, Freunde!“ rief der Zeiselmatz aus, „wenn ihr weicht, ist Alles verloren. Ihr seid dann Knechte auf immer!“

Dieses Wort und das Beispiel des langen Frieders wirkten. Die Bauern ließen sich durch Nichts abhalten, die steilen Mauern zu erklettern. Mit einer wahren

Wuth legten sie die Sturmleitern an und stiegen rasch hinauf. Oben standen die Dienstmannen des Reichensteiners und warfen die Bauern in die Tiefe, die auf die Ringmauern kommen wollten. Der große Steinhaufen zwischen den ersten Grundmauern war bereits auf die Gegner geworfen und die Bauern stellten buchstäblich ihre Sturmleiter auf die Leichname ihrer Genossen.

Da rief der Zeiselmatz Georg aus dem Kampfe.

„Wir müssen auf unserer Hut sein," sprach der Zeiselmatz. „Geschwind eilen wir mit hundert auserlesenen Mannen in den Wald bei der Schülzburg. Dietrich von Späth könnte dem Reichensteiner zu Hilfe kommen. Wenn du ihn siehst, so schlage auf ihn mit deiner Büchse an, der Schuß wird dir gelingen, denn du bist ein guter Schütze. Halte dich wacker!"

„Ich will sie niedermachen die Mannen des Schülzburgers," sagte Georg mit wilder Stimme „oder ich komme lebend nicht wieder."

„Eile davon, Freund!" sprach der Zeiselmatz. „Sieh, dort stehen deine Leute. Ich habe sie schon unterrichtet."

Und Georg eilte mit den Meuterern in den Wald, welcher am Fuße der Schülzburg lag. Er verfehlte seinen Zweck nicht. Dietrich von Späth wollte dem Reichensteiner zu Hilfe kommen. Georg lauerte im Gebüsche mit seinen Leuten, und als der Ritter nahe genug war, schlug er mit der Büchse auf ihn an und drückte los — der Schülzburger sank vom Pferde und wälzte sich in seinem Blute. Georg erhob ein wildes Freudengeschrei und stürzte mit seiner Rotte aus dem Walde auf die Knechte und Söldner des Gegners. Es entstand ein hitziges Gefecht. Georg blieb Sieger und kam mit dem Schwerte des erschlagenen Ritters nach Verfluß einer Stunde bei dem Bauernheere an.

Der Zeiselmatz stieß ein wahnsinniges Freudengeschrei aus, als er das Schwert des Schülzburgers in seiner Hand schwang. Er fiel Georg um den Hals und er würde Georg noch lange belästigt haben, wenn er nicht eine ihm bekannte Person unter dem Haufen gesehen hätte. Er gab daher schnell das Schwert zurück und drängte sich durch die Menge nach dem Burschen,

welcher die Andere überragte. Es war der Jägerbursche der Edlen von der Schülzburg, welcher wegen Untreue aus dem Dienste entlassen worden war und so, von glühender Rachsucht erfüllt, an dem Aufstand der Bauern lebhaften Antheil nahm. Er hatte den Reichensteiner im Verdacht, ihn bei seinem Herrn angeklagt zu haben. Er nahm die Gelegenheit der Erstürmung der Burg wahr, um seinen Muth zu kühlen.

„Bursche, ich sollte dich mit keinem guten Auge mehr anschauen," begann der Zeiselmatz zu reden, und zog ihn vorsichtig auf die Seite, „daß du dem Geigerjörgle wieder auf die Beine geholfen hast; aber Alles sei vergessen."

„Kann ich Euch dienen, Zeiselmatz?" fragte der Bursche schnell. „Ich bin in allen Schlupfwinkeln um die Burg bekannt und weiß einen geheimen Weg, wo man gut in's Innere des Schlosses dringen kann."

„Donner und alle Welt," rief der Zeiselmatz aus, „das ist ja prächtig."

„Nehmt nur hundert tapfere Streiter mit," antwortete der Bursche, „so will ich Euch die Burg des Reichensteiners verrathen; denn der ist Schuld an meinem Unglück."

Während dieser Zeit wagten die Bauern einen Angriff auf die obere Ringmauer. Die Einnahme und Erstürmung derselben ging leichter, als sie vermuthet hatten. Der Steinregen dauerte nur kurze Zeit und bald mußten die Reisigen und Knechte oben mit der bloßen Klinge kämpfen. Wohl fiel mancher Gegner in die Tiefe und der Kampf ward hitzig fortgesetzt. Aber von der entgegengesetzten Seite drohte Tod und Verderben.

Da wo die Burgmauern mit einem hohen Thurme, auf welchem die Fahne mit dem Wappen des Reichensteiners im Wind flatterte, zusammenhing, war der Graben ganz schmal; man hatte ihn durch Felsen hauen müssen, und weil dieser Theil der Burg sehr abgelegen war und selten besucht wurde, war sie mit einer Wache nicht bedacht worden. Dichte Buchen bedeckten mit ihren starken Aesten den innern Raum zwischen den Ringmauern und der Burg; und man konnte auf den Aesten durch eine kleine Maueröffnung schlüpfen und

in das Innere der Burg gelangen, ohne gesehen zu werden.

Dahin führte der Jägerbursche den Zeiselmatz mit seinen Mannen. Sie stiegen auf die Bäume und kletterten behend nach der Oeffnung. Der Jägerbursche eilte voran und warf eine brennende Lohe in einen Theil der Burg, der leicht vom Feuer ergriffen werden konnte. Mit einem lauten Geschrei fielen die Mannen den Reisigen in den Rücken, gerade als der Kampf mit den Bauern heftiger entbrannt war. Schrecken und Verwirrung ergriff die Streiter und sie wußten nicht, wohin sie sich zuerst wenden sollten.

„Ergebt euch nicht," rief der Reichensteiner, „nur über unsere Leichen sollen die Schufte in die Burg kommen."

„Hurrah!" schrieen die Söldner und Knechte und mähten die Bauern wie Grummet nieder.

Es entstand ein blutiges Gemetzel. Agnes sah von der Burg herab dem Kampfe zu. Sie wollte dem Vater rufen; denn er war zu sehr im Gedränge. Das Geheul hatte sie aufgeschreckt. Der Lauffenmüller bat sie mit aufgehobenen Händen, ihres eigenen Lebens zu schonen; allein es half kein Flehen. Sie eilte fort durch die Gänge der Burg; der Lauffenmüller folgte. Da ging das Burgthor auf und Hans Schwigger stürzte mit vielen Streitern zur großen Pforte herein im brausenden Galopp. Als er Agnes sah, überfiel ihn ein banges Entsetzen.

„Wohin gehst du, Agnes?" fragte er hastig und hielt die Jungfrau fest, „bei allen Heiligen — nicht an den Ort des Kampfes. Ich zittere nicht für mein Leben, aber wenn ich dich in Gefahr sehe, entsinkt mir aller Muth."

„O Gott!" seufzte Agnes und stürzte halbohnmächtig zu Boden.

Der Lauffenmüller hob sie sanft auf und benetzte ihre Wangen mit dem kühlen Wasser aus einer Flasche, welche an seiner Seite hing.

„Bringt Agnes nach Mochenthal zum Pater," befahl Hans Schwigger schnell, „dort bleibet, bis Ihr weitere Befehle erhaltet."

„Vater! lieber Vater!“ seufzte die edle Tochter, „ich werde dich nicht mehr sehen.“

Und Agnes fing bitterlich zu weinen an.

Hans Schwigger ergriff das Schlachtroß seines Knappen am Zügel. Er setzte Agnes auf das edle Thier, welches freudig wieherte, als ob es wüßte, welch' edle Last es trage, und befahl dem ehrlichen Müller aufzusitzen.

„Reitet ohne Verzug ab,“ rief er aus. „Ihr bürgt mir mit Eurem Kopfe für die Rettung dieser Dame.“

Der Lauffenmüller sprengte durch's Burgthor. Hans Schwigger aber erschien mit seinen Streitern auf dem Kampfplatze

Während Hans Schwigger mit Agnes beschäftigt war, hatte der Kampf zwischen der Burg und den obern Ringmauern heftig fortgewüthet. Der Reichensteiner fuhr wie ein Riese durch die Feinde, furchtbar das Schwert schwingend und jeder Schlag stürzte einen Bauern in die Tiefe.

„Elende,“ schrie er laut auf, „ihr sollt mein Leben und meine Burg nicht nehmen.“

Ein Wuthgeschrei antwortete ihm aus dem Haufen. Da sausten auch die Schwerter der Streiter aus der Burg Hohengundelfingen unter die Gegner; allein das vermehrte nur die Wuth des Feindes. Ein Jeder fühlte, daß der Kampf sich entscheiden mußte. Da sprang der lange Frieder hervor und schwang seine Streitaxt auf das Haupt des Reichensteiners und er traf so gut, daß der edle muthige Greis schwer verwundet zur Erde fiel. Hans Schwigger sah es noch zur rechten Zeit und eilte mit dem Schwert voran auf den Schändlichen.

„Schurke,“ rief er aus, „wie kannst du das Leben dieses edlen Ritters gefährden! Da hast du deinen Lohn!“

Und sein gutes Schwert, das so manchen Türken getroffen, fiel nieder auf das Haupt des Schändlichen und trennte es vom Rumpfe.

„Tod und Hölle!“ rief Hans Schwigger aus, „wer wagt es, der Burg zu nahe zu kommen.“

Als die Bauern den Edlen von Hohengundelfingen auf dem Kampfplatze erblickten, zogen sie sich zurück,

und die Knechte trieben die Feinde von der Stelle weg oder warfen sie über die Mauern.

Als nun der weite Platz, auf dem viele Todte lagen und noch mehr Sterbende röchelten, geräumt war, da trat Hans Schwigger zu dem alten Reichensteiner. Eine tiefe Wehmuth erfüllte sein Herz und eine Thräne blitzte in seinem Auge.

„Edler Vater!“ sprach er sanft und wischte ihm das Blut von den Wangen.

„Mein Sohn!“ versetzte der Reichensteiner mit schwacher Stimme und athmete schwer, „wo ist Agnes?“

„Gerettet, Vater!“ gab Hans Schwigger zur Antwort, „Ihr werdet sie wieder sehen.“

„Gott sei Dank,“ sprach der Greis, „dann sterbe ich gerne.“

Und das Haupt des Reichensteiners sank auf die Brust vor Erschöpfung und Mattigkeit. In tiefe Gedanken versunken stand Hans Schwigger neben dem todesmüden Greis. Der Reichensteiner öffnete sanft die Augen; Hans Schwigger blickte ihn liebevoll an.

„Laß mich nach Mochenthal bringen,“ bat er mit leiser Stimme.

„Es sei mein Vater,“ sprach Hans Schwigger, indem er einigen Knechten befahl, einen Tragsessel zu bringen.

Der Greis ward sanft in den Sessel gehoben und auf wenig betreten Wegen, verwundet bis zum Tode, nach Mochenthal gebracht.

„Lebt wohl, Vater!“ sprach Hans Schwigger mit großer Rührung.

„Sorge für meine Agnes,“ sagte der Greis mit brechender Stimme, „in Mochenthal werde ich ruhig sterben können.“

„Gott geleite Euch,“ schloß Hans Schwigger und bestieg sein Schlachtroß.

Unten an der äußersten Ringmauer standen die Bauern und erhoben ein fürchterliches Geheul; denn oben schlug das Feuer lichterloh durch das Dach des Schlosses. Eine hohe Rauchsäule drang durch den Schatten der einbrechenden Nacht und verbreitet Schrecken und Furcht. Prasselnd fuhren die Funken auf, schon drohte

das Dach herabzustürzen und die Knechte des Reichensteiners zu erschlagen. Diese verließen mit Hans Schwigger den Reichenstein und sprengten auf ihre Rossen nach der Feste Hohengundelfingen. Es war Nacht, als sie dort ankamen. Von der Höhe sahen sie die brennende Burg und lange hörten sie den Lärm der Feinde.

„Ich will's den Elenden gedenken," sagte Hans Schwigger, als er auf seiner Burg ankam, „den Tod des Reichensteiners will ich nicht vergessen."

Den andern Morgen war die Burg Reichenstein ein Schutthaufen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Tod eines Gerechten.

Der Lauffenmüller war mit Agnes bei dem Propst in Mochenthal angekommen. Die Nacht war angebrochen und der fromme Greis saß beim Licht vor dem Tische und betete. Seine Gedanken waren bei Gott und sein Herz war erfüllt von einer hohen himmlischen Wonne. Manchmal lächelte er und dann war seine Stimme wieder von einem tiefen Ernste erschüttert, und die würdige Gestalt hätte Jedem Ehrfurcht eingeflößt, der sich genahet. In tiefes himmlisches Sehnen versunken, hörte der Greis nicht, daß ein Reiter auf dem Schloße Mochenthal angekommen war.

Da ging plötzlich die Thüre des Gemaches auf, in welchem der betende Greis am Tische saß. Pater Wolf schaute auf und erblicke den Lauffenmüller, welcher eine Dame von vornehmer Haltung hereinführte. Die Dame schlug den Schleier zurück und der Greis erkannte zu seinem größten Erstaunen — Agnes, das Kind seines Bruders. Sein Angesicht wurde blaß und seine Muskeln zuckten.

„Was ist das, Agnes?" fragte der Greis schnell, „wozu dieser Besuch zu einer so ungewohnten Stunde."

Denn der Greis ahnte, daß etwas Außerordentliches geschehen sein mußte.

„O Gott!“ seufzte Agnes leise und sank in die Arme des Oheims.

Da trat der Lauffenmüller etwas näher.

„Erlaubt mir, daß ich für das gnädige Fräulein rede,“ begann er, „es ist ein schreckliches Unglück geschehen.“

„Sind die Meuterer vor dem Reichenstein gewesen?“ fragte der Greis.

Der Lauffenmüller nickte; er wollte reden, allein die Stimme versagte ihm.

„Ist mein Bruder todt, oder ist er schwer verwundet?“ sprach der Greis wieder und blickte dabei dem Müller scharf in's Auge.

„Ich weiß es nicht,“ gab der Lauffenmüller zur Antwort.

„Sagt mir die Wahrheit,“ sprach der Propst mit fester Stimme.

„Als ich mit Agnes die Burg verließ, da befand sich der Edle mitten im Gefechte,“ versetzte der Lauffenmüller, „weitere Nachrichten weiß ich nicht.“

Da ließ der Greis seinen Blick zur Erde sinken. Eine unbeschreibliche Angst erfüllte sein Herz. Er machte sich auf das Schlimmste gefaßt.

Agnes saß auf einem Ruhepolster. Der Greis setzte sich zu ihr. Allein in stummer Trauer versunken und das Herz voll Betrübniß kam kein Wort über ihre Lippen. Da trat Agnes an's Fenster. Sie öffnete es und sah hin nach der geliebten Heimath. Da erblickte sie die rothe Flamme, welche hoch gen Himmel schlug und eine glühende Röthe verbreitete.

„Allmächtiger Gott!“ stöhnte sie und sank in Ohnmacht.

„Was giebt's?“ fragte der Greis, während der Lauffenmüller Agnes sanft vom Boden aufhob und auf ein weiches Lager legte.

Der Lauffenmüller gab sich alle Mühe, Agnes wieder zum Leben und zum Bewußtsein zu bringen; nach einer Weile schlug Agnes die Augen auf. Sie sah sehr bestürzt und angegriffen aus.

„O Vater, welche Leiden treffen uns diese Nacht!“

so seufzte Agnes mit bebender Stimme. „Unsere Burg brennt lichterloh.“

„Was?“ rief der Greis betroffen aus und eilte mit dem Lauffenmüller an's Fenster.

„Es ist so,“ sprach er und Thränen wollten seine Stimme ersticken, „der Reichenstein wird ein Raub der Flammen! Ewiger Gott, wie dunkel sind deine Wege und wie unerforschlich deine Rathschläge! — Dort kam ich auf die Welt als schwaches Kind; ich genoß der Freuden viele, und nun gehe ich mit Kummer aus dem trüben Erdenthale. Gott, wie hab' ich das verdient! Wie kannst du, gerechter Gott, den Menschen so züchtigen!“

Und der Greis warf sich auf den Boden nieder und betete leise und innig.

„Herr, du bist gerecht,“ rief er aus, „was du thust, ist wohlgethan, dein Name sei gepriesen.“

Auch der Lauffenmüller hatte sich auf das zitternde Knie gesenkt. Der Greis erhob sich und setzte sich auf ein Polster und versank in ein tiefes düsteres Schweigen. Agnes weinte und betete; und der Lauffenmüller hielt den Psalter in seinen Händen. Schon war die Stunde der Mitternacht nahe. Da ward an dem Thore anhaltend geklopft.

„Gott, die Feinde!“ schrie Agnes schmerzhaft aus, „wir sind verloren!“

„Ruhig, Agnes!“ sprach der Greis. „Wir wollen lauschen.“

Es ward anhaltend geklopft. Man hörte keinen Laut.

„Es scheint nicht gefährlich zu sein,“ sprach der Greis wieder. „Lauffenmüller bleibet da und nehmt Eure Waffe zur Hand. Ich und einige Knechte wollen sehen, was es giebt.“

In einer furchtbaren Angst verharrte der Lauffenmüller bei Agnes.

„Sollten die Bauern kommen in dieser nächtlichen Stunde?“ dachte er, „sollten sie den alten Vater so schmerzlich überraschen?“

Es war eine Viertelstunde verflossen. Der Greis kam zurück. Er zitterte heftig. Seine Kraft war gebrochen. Er ergriff die Hand der Jungfrau und zog

dieselbe voll Innigkeit an sein Herz. Der Lauffenmüller schaute verwundert d'rein; er konnte diesen rührenden Auftritt nicht begreifen.

„Agnes," sagte der Greis nach einer Weile, „ich bitte dich: mache dich auf das Schmerzlichste gefaßt."

„Ist der Vater todt?" fragte Agnes schnell und brach in ein lautes Weinen aus. „Ach, der liebe Vater ist todt!"

„Nicht todt, aber dem Tode nahe!" versetzte der Greis, „ich kann es dir nicht verhehlen: man hat ihm schon die letzte Wegzehrung gereicht. Bald wird er bei der Mutter und bei Gott sein."

„Barmherziger Himmel!" schrie Agnes schmerzlich aus und faltete die Hände.

In diesem Augenblicke trug man den Edlen von Reichenstein in das Gemach und legte ihn sanft auf ein Ruhebett. Agnes warf sich neben ihm auf die Kniee nieder. Mit Gewalt unterdrückte sie ihre Thränen, um die letzten Augenblicke des Vaters nicht zu verbittern.

„Ich sehe dich gefaßt, Agnes!" sprach der Greis so leise, daß man es kaum hören konnte, „und das thut meinem sterbenden Herzen wohl. Es werden gute Freunde für dich sorgen. Mit diesem Trost scheide ich aus der Welt."

„Du wirst wieder besser werden, mein Vater!" sagte Agnes mit rührender Wehmuth. „Deine Wunden werden heilen und noch lange wirst du mein Schutzengel sein."

Der Greis schwieg. Ein kalter Schweiß trat auf seine Stirne.

„Mein bester Bruder," sagte nach langem Stillschweigen der Sterbende und der Propst von Mochenthal sank neben Agnes nieder, „der himmlische Vater ruft mich zu sich. Er will mir eine bessere Krone geben. Ich folge seiner Stimme gerne. — — — Dort oben bei den Engeln sehe ich Mathilde, mein gutes Weib, sie winkt mir. — — — Ich komme, ich grüße dich vom Erdenthale aus. Sei mir gesegnet, holder

Engel! — — — Ich sterbe; Gott, nimm meinen Geist zu dir. — — — Weine nicht um mich Agnes; mein Schicksal ist allzu schön! — — —"

Das Auge des Greises brach: er war nicht mehr.

Mit schmerzlichem Weinen warf sich Agnes auf die theure Leiche. Sie hielt den todten Vater lange mit ihren zitternden Armen umfangen. Sie küßte die kalten Wangen wiederholt. Sie war gefaßt, ob gleich der Jammer ihren Geist tief erschütterte.

„Gott hab' ihn selig," sprach der Lauffenmüller leise, „er war ein strenger Herr; er hat aber auch viel Gutes gethan."

„Gott in der Höhe sei gepriesen," sagte der Propst von Mochenthal, als er vom Gebete für den Geschiedenen langsam aufstund.

Allein Agnes blieb neben der Leiche knieen. Ihr Schmerz war groß; doch noch größer war ihre Hoffnung. Sie blickte auf zum Himmel, als ob sie die Seele des Verblichenen sehen könnte. Dann weinte sie noch einmal heiße Thränen und verhüllte ihr schönes Gesicht. Ihr Herz empfand am besten den schmerzlichen Verlust.

„Stehe auf Agnes," bat endlich der Propst von Mochenthal, „und überlasse dich nicht zu sehr dem Schmerze. Der Vater ist an einem guten Orte."

Und Agnes erhob sich vom Boden, nachdem sie noch einmal das blaße Antlitz des Vaters geküßt hatte, und wankte auf ein Polster.

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe," sprach der Lauffenmüller.

„Und das ewige Licht leuchte ihm," schloß der Propst von Mochenthal.

Neunzehntes Kapitel.

Vergeltung und Sieg.

Die Anführer der Bauern mußten sich alle Mühe geben, um den berauschten Haufen im Zaume zu halten. Die Tollkühnsten wollten geradezu auf Hohengundelfingen rücken, um die Feste alsogleich im Sturm zu nehmen, so sehr hatte sie das Unternehmen auf den Reichenstein angefeuert.

„Was wollt ihr in der Nacht auf Hohengundelfingen machen?“ rief der Zeiselmatz mit lauter Stimme; allein sie ward in dem Getöse kaum gehört. „Wollt ihr blindlings in die Falle laufen, welche euch Hans Schwigger gestellt hat.“

„Seid vorsichtig,“ ermahnte Georg, „ich kenne den Ritter von Hohengundelfingen schon länger als ihr. Wartet ruhig den Morgen ab, dann sollt ihr die Feste nehmen.“

Nur mit der größten Anstrengung gelang es den Anführern, ihren ungezügelten Haufen in Ordnung zu halten. Die Nacht war angebrochen. Die Meuterer lagerten im Thale und vergnügten sich in den seltsamsten Unterhaltungen; die Wenigsten schliefen. Man stellte Wachen aus an allen Enden, denn man traute dem Edlen von Hohengundelfingen nicht und meinte, er werde in der Nacht einen kühnen Ausfall wagen und die Bauern im Rücken angreifen. Manche lagerten sich in's Gras, das noch auf den Wiesen stand und breiteten ein Tuch aus; die Würfel wurden herausgezogen und dann ging es an's Spiel. Andere erzählten sich lustige Geschichten. Die Anführer aber saßen um ein loderndes Wachtfeuer und besprachen den Angriff auf die Burg Hohengundelfingen.

„Die Einnahme wird uns Arbeit und Leute kosten,“ sagte der Zeiselmatz. „Ich kenne das Raubnest. Als Knabe kam ich oft dahin und lief auf den Mauern umher; damals waren es noch friedliche Zeiten.“

„Ist die Burg groß?“ fragte Georg schnell.

„Sie ist die größte und festeste im Thale,“ erwiederte der Zeiselmatz. „Wenn wir Hohengundelfingen haben, dann sind wir Herren im Thale. Die Burgen der übrigen Edlen könnte man über den Haufen blasen.“

„Prächtig, Zeiselmatz!“ sprach Georg und lachte laut auf, „aber so geschwind wird's am Ende doch nicht gehen.“

„Denk' an mich, Georg! die Entscheidung wird dießmal schnell kommen,“ sagte der Zeiselmatz. „Wenn der erste Schnee fällt, dann ist das Thal von seinem Adel gesäubert und dann geht's erst nach Zwiefalten.“

„Warum dann erst nach dem Kloster?“ fragte Georg leise und blickte scharf auf den Zeiselmatz.

„Dieses Unternehmen bedarf einer besonnenen Durchführung,“ versetzte der Zeiselmatz, indem er das Gesicht gewaltig verzog, „die meisten unserer Bauern hängen noch zu sehr am alten Glauben, und der Propst von Mochenthal ist uns sehr im Wege. Er lebt im Rufe der Heiligkeit und genießt beim Volke ein unermeßliches Ansehen.“

„Das müßt ihr besser wissen, als ich,“ gab Georg zur Antwort, „gegen Vorurtheile kann man nur langsam ankämpfen, wenn man Etwas mit Erfolg ausrichten will.“

Als nun der Morgen erschienen war, bewegte sich die bunte Schaar nach der Feste Hohengundelfingen. Der Haufe stieg durch das Wolfsthal auf die Höhen der nahen Alb, wo neue Züge von Aufständischen erwartet wurden. Als diese sich angeschlossen hatten, zog die Menge vorwärts. Den Zug eröffnete das Banner mit dem Bundschuh; dann kamen die Trommeln und Pfeifen, welche einen Höllenlärm machten. An diese reihte sich der Zeiselmatz mit den ihm unterstellten Anführern, Georg an seiner rechten Seite, sich lebhaft unterhaltend. Hierauf folgte ein Wagen, auf welchen die auf dem Reichenstein erbeuteten Waffen gepackt waren. Eine ungeheure Streitaxt war als Siegeszeichen am Vordertheil des Wagens aufgesteckt. Es folgten nun die verschie-

denen Heerhaufen, begleitet von dem Unterbefehlshaber. Die Rüstungen waren gar sonderbar anzuschauen. Man sah Spieße, Hellebarden, Morgensterne und ungeheure große Schwerter, welche schwache Männer fast zu Boden zogen. Mancher hatte an lange hölzerne Stangen große Messer oder blanke Sensen angeschmiedet. Viele trugen Armbrüste, aber nur wenig Feuerwaffen konnte man wahrnehmen. Der Zug stellte das bunteste Durcheinander dar, das man sich vorstellen kann.

Die Meuterer standen in der Nähe der Burg; allein wie sollten sie die hohen Mauern ersteigen? Sie sahen ein, daß hier eine schwerere Arbeit zu vollbringen sei, als auf dem Reichenstein. Es traten Einzelne hervor und wollten die Sturmleiter an die Wand anlehnen. Sie büßten das Wagniß mit dem Leben. Ein mächtiger Steinregen empfing sie und sie fielen reihenweise nieder. Das geschah auch Jenen, welche das Unternehmen fortsetzen wollten.

„Es ist kaum möglich, in das Felsennest zu dringen," rief Georg aus, als er die Mauern der Runde nach untersucht hatte, „dazu bedarf es schwerer Geschütze, damit Breschen geworfen werden können."

„Und schwere Geschütze hat Hans Schwigger," versetzte der Zeiselmatz, „er ließ sie schon vor einem halben Jahr auf die Burg schleppen. Ich glaube, sie stammen aus dem Morgenland."

Und kaum hatte der Zeiselmatz das Wort gesprochen, so krachte ein Geschütz auf der Ringmauer und eine schwere Kugel raffte ihn nieder, so daß er augenblicklich sein Leben aushauchte. Es fielen ebenfalls noch zwei Bauern, und mehrere Leute wurden von der mörderischen Kugel gefährlich verwundet. Einige Bauern stutzten und wollten weichen; die meisten Wehrmänner aber wurden zur äußersten Wuth hingerissen, als sie ihren obersten Anführer fallen sahen. Sie ließen sich nicht mehr halten. Sie schwangen ihre Waffen und stürzten nach der Mauer.

„Rache, Rache!" riefen sie, und stießen fürchterliche Scheltworte aus.

„Ja. Rache, Rache!“ schrie Georg mit wilder roher Stimme.

Und es krachten wieder von Oben die Geschütze und die Bauern stürzten reihenweise zu Boden. Ein entsetzliches Geheul erfüllte die Luft. Die nachfolgenden Wehrmänner traten ihre verwundeten Kameraden auf dem Boden nieder, daß sie in der Regel nach wenigen Augenblicken den Geist aufgaben.

Da ließ sich Hans Schwigger auf der obersten Ringmauer sehen.

„Vergeltung, Vergeltung!“ rief er herab und schwang sein gutes Schwert in der Luft.

Georg sah seinen Feind. Schnell ergriff er eine Schußwaffe, legte an und drückte los! Die Kugel traf so gut, daß das Schwert in der Hand des Ritters schwankte; aber dem Leben des Edlen hatte es nicht geschadet.

„Dein Tod ist meine Wonne, Hans Schwigger!“ rief Georg aus. „Komm herab, daß ich dich vernichten kann.“

Allein der Edle hörte diese Worte kaum, so sehr tobten die rasenden Stimmen durch einander. Er stieß in sein Horn, daß der Schall weithin vernehmbar war, und ein lautes Krachen folgte unmittelbar darauf. Die Erde schien sich unter den Füßen der Meuterer zu heben; die Aufrührer wurden haufenweise in die Höhe geschleudert und fielen gräßlich verstümmelt zur Erde und erfüllten die Luft mit ihrem Jammergeschrei. Hans Schwigger hatte nemlich bald nach seiner Ankunft auf seiner Burg Mienen anlegen lassen, wie solche während seines Aufenthalts im Morgenland mit Erfolg gegen die Türken angewendet wurden. Die Bauern hatten Nichts davon gewußt. Als nun plötzlich ein donnerähnlicher Schlag entstand und Blitze aus dem geöffneten Boden hervorbrachen, da konnten sich die Aufrührer vor Schrecken nicht erholen. Viele fanden ihren Tod. Eine ungeheure Staub- und Rauchwolke bedeckte die Erde. Hans Schwigger stieß noch einmal in's Horn, kräftiger als zuvor, und auf einmal that sich das Burgthor auf

und ein großer Haufe tapferer Kriegsknechte drang in die verblüffte Menge, die sich von ihrem Schrecken nicht erholt hatte. Das Schwert wüthete furchtbar in den Reihen der Meuterer, keine Gnade ward gegeben: wer von dem Schwerte getroffen ward, mußte unfehlbar sein Leben lassen. In wenigen Augenblicken war der Haufen zerstreut. Die röchelnden Leiber lagen mit wilden Geberden umher und mehrere hundert Leichen bedeckten das blutgedüngte Schlachtfeld. Der Sieg konnte kaum mehr zweifelhaft sein.

Als Georg die Bauern und Abenteurer auf allen Seiten weichen sah, so entschloß er sich, sich mit einigen waghalsigen Gefährten auf Hans Schwigger zu werfen.

„Seine Steine haben mich nicht erreicht," rief er aus, „sein Schwert soll mich noch weniger treffen."

Und mit Wuth und Verzweiflung zog er sein Schwert und drang voran; seine Gefährten folgten ihm.

„Geist meines Vaters, verlaß mich nicht!" schrie er wild aus, „der Tag der Rache ist gekommen. Auf, mein gutes Schwert!"

Als Hans Schwigger Georg mit seinen Genossen heraneilen sah, schwang er mit Macht sein Schwert und ließ es durch die Luft sausen und zwei Meuterer fielen, von seinem kräftigen Schlag getroffen, ohnmächtig zu Boden; die Anderen waren bald von den Knechten erschlagen.

„So, du bist auch da, Bube!" rief Hans Schwigger aus, und wandte sich gegen Georg. „Auf einem andern Platze würde ich deines Lebens schonen; aber weil du hier als Empörer gefunden wirst, so weihe ich dich dem Tode."

„Rache! Rache!" schrie Georg und erhob sein Schwert.

Es fiel mit derbem Schlage nieder. Hans Schwigger hielt das Schwert auf und machte eine Gegenbewegung, daß Georg's Arme krachten.

„Rache! Vater! Mutter!" heulte Georg wieder und schwang abermals sein Schwert.

Der Ritter von Hohengundelfingen lachte des Jünglings.

„Du verhöhnst mich!“ schrie Georg aus und fuhr mächtiger aus, aber seine Stunde hatte geschlagen.

Mit wuthentbrannter Geberde schwang Hans Schwigger sein Schwert und traf so gut, daß das Haupt des Jünglings vom Rumpfe flog.

„Gott sei dir gnädig!“ sprach Hans Schwigger laut und ließ seine Waffe sinken.

Der Kampfplatz war gesäubert. Die Meuterer waren feige entflohen. Es kehrten keine Empörer mehr zurück. Von dieser Stunde an zerstreuten sich die Bauern nach allen Richtungen und der Aufstand im Lauterthal war für immer unterdrückt. Hans Schwigger's Name lebte in dem Munde aller Gutgesinnten und die Bösen, denen er sich so furchtbar gemacht hatten, zitterten vor ihm.

* * *

Als Agnes die Trauerkleider abgelegt hatte, ward auf der Burg Hohengundelfingen ein fröhliches Hochzeitfest abgehalten. Als Hans Schwigger seine Braut zum Altare führte, hielt der Propst von Mochenthal eine ergreifende Rede und der Abt von Zwiefalten sprach über das Brautpaar den Segen. Die Ritterschaft und der Adel aus der Nähe und Ferne waren auf der Burg und die Festlichkeiten dauerten mehrere Tage.

Der Abt von Zwiefalten ließ die Lauffenmühle prächtiger, denn früher, erbauen und vermehrte noch deren Besitzthum. Der Lauffenmüller zog mit seinem Weibe ein und sie verlebten glückliche Tage. Der Geigerjörgle hatte auf der Burg Hohengundelfingen einen bleibenden guten Aufenthalt. In das Lauterthal kehrten wieder Ruhe und Frieden ein.

Der Lauffenmüller aber kam mit seinem Weibe oft nach Hohengundelfingen und er ward immer wie ein

treuer Freund gehalten. Er war ein Wohlthäter der Armen und ein Freund der Schwachen und Bedrängten.

„Das Glück, das uns zu Theil geworden," sagte er oft zu seinem Weibe, „habe ich nächst Gott dir allein zu verdanken."

„Und deiner Liebe zum Recht und zur Gerechtigkeit," versetzte die Müllerin lächelnd und schaute schalkhaft d'rein.

„Die ich nur durch dich verstehen lernte und durch den edlen Greis von Mochenthal," gab der Lauffenmüller zur Antwort.

Noch lange nach seinem Tode redeten die Leute im Lauterthale vom Lauffenmüller, und der Name seines treuen Weibes lebte viele Jahre im Munde des Volkes.

Inhalt.

Berichtigung.

Seite 57, soll „Zehntes" statt Eilftes Kapitel heißen.

Gedruckt bei Albr. Volkhart in Augsburg.